2 0. 11. 40.

5. Jahrgang Heft 9

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

OFENKACHEL
aus Siebenbürgen

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

5. Jahrgang 1940

Germanen-Erbe

Heft 9/10

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Karl Gutmann: Vorgeschichtsforschung im deutschen Elsaß 130

Fritz Roth: Germanisch-deutsches Erbe im Erzgebirge Siebenbürgens 135

Adolf Rieth: Die vorgeschichtliche Töpferei und ihre Technik 145

Friedrich Langewiesche: Die Siebensonnen 151

Freerk Haye Hamkens: Der Truthahn im Dom zu Schleswig 155

Waltrud Ritzel: Das Märchen vom Klapperstorch und sein Ursprung 156

Nachrichten 158

Bücher des Monats 159

Dein höchstes Gut bleibt doch dein Volk, das deine Sprache spricht, das deine Sitte lebt. Ihm dankst du was du bist, dein Blut und deine Eigenart. Ihm, deinem Volk allein, sollst du leben.

Felix Dahn

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

SIEBENBÜRGISCH-DEUTSCHE MÄDCHEN IN FESTTRACHT *Meschendorf*

Karl Gutmann

Vorgeschichtsforschung im deutschen Elsaß

Rückblick und Aufgaben

Das Elsaß als wichtiger Teil der Oberrheinischen Tiefebene ist berufen, in der deutschen Vorgeschichtsforschung große Zukunftsaufgaben zu lösen. Von der planmäßigen Durchforschung des Gebietes, die bis jetzt mangels einer geeigneten staatlichen Organisation vollkommen unterblieben ist, wird eine Fülle neuer Aufschlüsse zu erwarten sein.

Die Vorgeschichtsforschung setzt im Elsaß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. Zwar hatte sich schon Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata" (1752—1762) mit frühgeschichtlichen Dingen beschäftigt, zumal mit den leicht zugänglichen Denkmälern der Römerzeit. Den Mitteilungen dieses Gelehrten verdanken wir manche Kunde über Gegenstände, die im Laufe der Zeit verlorengegangen sind (so durch den Brand der Straßburger Bibliothek 1870). Die Bearbeitung seines Werkes durch Ravenez (L'Alsace illustré ou recherches sur l'Alsace pendant la domination des Celtes, des Romains, des Francs, des Allemands et des Français) 1849—1852, brachte die Vorgeschichtsforschung in Fluß. Vorher schon hatten Schweighäuser und Golbéry in den Antiquités de l'Alsace neben Schlössern, Burgen und Kirchen auch vorgeschichtliche Dinge behandelt (1828).

Von ausschlaggebender Bedeutung wurde die 1855 gegründete „Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace" mit ihrem „Bulletin", das als Serie I von 1857 ab in vier Bänden erschien und dann als Serie II in größerem Format herausgegeben wurde.

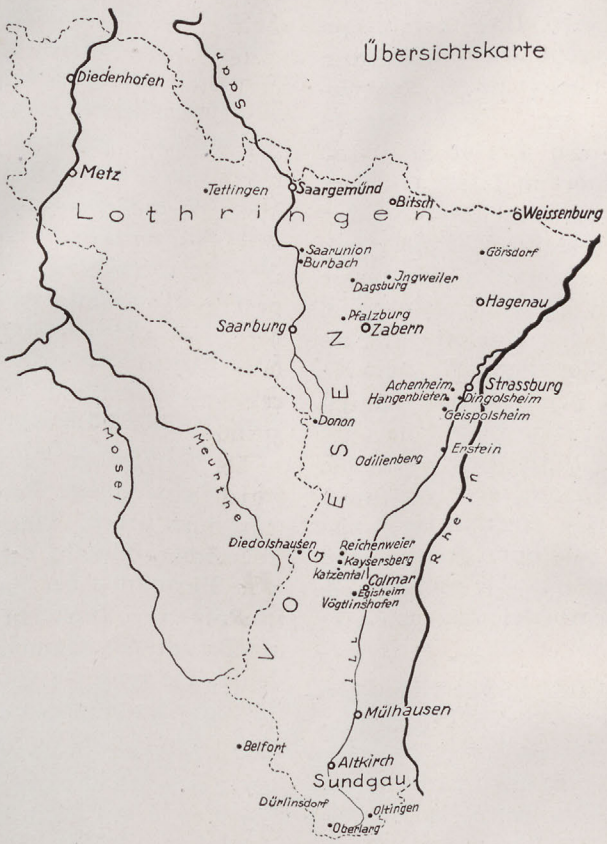
Es steht aber eindeutig fest, daß erst mit der Inbesitznahme des Elsaß durch das Reich ein aktiveres Leben in die elsässische Vorgeschichtsforschung hineinkam. Das Bulletin wurde seit 1888 als Mitteilungen zweisprachig herausgegeben und gewann große Bedeutung, nachdem die Straßburger Universität sich der Gesellschaft angenommen hatte. Diese Mitteilungen wurden jetzt das eigentliche Organ zur Veröffentlichung vorgeschichtlicher Fundbeobachtungen und größerer Aufsätze von grundlegender Bedeutung. Unter dem Einfluß der Universität Straßburg bildete sich auch in Metz die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde mit ihrem Jahrbuch (1888). Ebenso entstanden eine ganze Anzahl von lokalen Vereinigungen zur Pflege der Geschichte und Vorgeschichte, wie in Hagenau, Zabern, Weißenburg, Reichenweier. Neben eigenen Jahresberichten und Mitteilungen unterhielten diese auch kleinere Museen. Vor allem sind die Sammlungen von Mülhausen und Colmar zu nennen. Erstere wurde von der Société Industriel de Mulhouse 1874 ins Leben gerufen. Aufsätze erschienen im Bulletin de la Soc. Ind. de Mulh. und im Bulletin du Mus. hist. de Mulh. Das Colmarer Schongauer Museum läßt seit 1889/90 im Bulletin de la soc. d'hist. nat. de Colmar die Vorgeschichte behandeln. Besonders sind hier die für die elsässische Vorgeschichte wichtigen Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace von Faudel und Bleicher herausgekommen (1877—81), auf die man neben dem Werk von Max de Ring (Les Tombes celtiques de l'Alsace 1859—70) immer wieder zurückgreifen muß.

Als Pioniere der deutschen Vorgeschichtsforschung wirkten im Oberelsaß unter sehr dürftigen Verhältnissen Baurat C. Winkler und Schuldirektor K. S. Gutmann; in Straßburg war Professor Henning eifrig tätig. Neben ihm ist R. Forrer zu nennen, an den dann immer mehr die Führung überging. In Lothringen muß in erster Linie des sehr rührigen und vielseitigen J. B. Keune gedacht werden, der unter den schwierigsten Umständen Ausgezeichnetes schuf. Außer ihm nenne ich Gymnasiumsdirektor Reusch und Pfarrer Paulus. Eine staatliche Organisation kam erst spät und in mangelhafter Form ins Leben. Die Vorgeschichte blieb im wesentlichen den Vereinen und der uneigennützigen Einsatzbereitschaft privater Persönlichkeiten überlassen.

Das stark auflebende Interesse an der Vorgeschichte forderte schließlich ein eigenes Organ für die Veröffentlichungen. Diesem Bedürfnis wurde durch den von der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß 1909 gegründeten und von R. Forrer herausgegebenen „Anzeiger für elsässische Altertumskunde" abgeholfen, der zunächst in zwangloser Folge mehrmals jährlich, dann als geschlossenes Heft jedes Jahr erschien. Auch die von A. Fuchs 1910 gegründete sehr schöne Elsässische Monatsschrift brachte aufschlußreiches Material bei. Leider mußte sie aber schon 1914 ihr Erscheinen wieder einstellen.

Die Mitteilungen der Gesellschaft in Straßburg legten sich 1918 nach dem Einmarsch der Franzosen

ins Elsaß wieder ihren alten französischen Titel bei; ebenso paßte sich der Anzeiger den neuen Verhältnissen sofort an (Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace). Von den vielen geschichtlichen Vereinen konnten lediglich die in Straßburg, Colmar, Mülhausen und Hagenau — allerdings unter sehr beschränkten Verhältnissen — ihre Tätigkeit notdürftig durchführen, da die meisten zahlenden Mitglieder aus dem Elsaß ausgewiesen worden waren. Das Bulletin der Straßburger Gesellschaft erschien erstmals wieder 1928, konnte aber nicht mehr die Bedeutung gewinnen, die ihm ehemals zukam. Lange vorher war schon auf deutschem Boden unter der tatkräftigen Leitung von G. Wolfram das Elsaß-Lothringische Jahrbuch 1922 herausgegeben worden, das allerdings nur wenig Vorgeschichtliches, vor allem kaum etwas spezifisch Elsässisches, enthält. Für elsässische Veröffentlichungen kam jetzt auch das Bulletin archéologique zu Paris in Frage. Unter der französischen Herrschaft arbeiteten auf dem Gebiet der elsässischen Vorgeschichtsforschung zumeist Kräfte weiter, die schon unter der deutschen tätig gewesen waren oder damals mindestens ihre Ausbildung bekommen hatten.



Im einzelnen wurden eine Anzahl wichtiger Funde geborgen und neue Beobachtungen gesammelt, aber einen wesentlichen Fortschritt konnte die elsässische Forschung nicht erzielen. Systematische Grabungen fanden nur in geringem Umfang statt. Eine zielbewußte Erforschung setzte aus; fest umrissene Aufgaben größeren Stiles — wie sie schon unter deutscher Herrschaft in Angriff genommen waren — kamen nicht in Frage. Vor allem blieb das Gebiet vollkommen unberührt von den unendlich fruchtbaren neuen Impulsen, die der Nationalsozialismus der deutschen Vorgeschichtsforschung gebracht hat.

Und doch sind gerade im Elsaß und in Lothringen sehr wichtige und sehr weittragende Aufgaben im Sinne unserer Weltanschauung zu lösen. Man muß nur einmal die schönen und reichhaltigen Museen von Straßburg, Colmar, Mülhausen, Altkirch, Kaysersberg, von Hagenau, Weißenburg, von Metz, Diedenhofen, Saarburg und Saargemünd gesehen haben — ganz abgesehen von den vielen kleineren städtischen und privaten Sammlungen —, um die Reichhaltigkeit des schon gesammelten und noch zu bearbeitenden Stoffes ermessen zu können.

Das Elsaß ist nicht nur ein von jeher politisch hart umkämpftes Grenzland, ein Bollwerk des Germanentums gegen Westen, sondern auch ein hochwichtiges Durchgangsland von Westen nach Osten, von Norden nach Süden und umgekehrt. Es bietet ungezählte vorgeschichtliche Probleme.

Nach dem Osten bildet der Rhein zwar eine scheinbar ausgeprägte Trennungslinie, besitzt aber weder die Bedeutung einer politischen noch einer kulturellen Grenze. Niemals im Laufe der Jahrtausende hat er den Weg der Völker und Kulturen weder von Osten noch von Westen her aufhalten können. Eine starke Barriere dagegen stellen die Vogesen dar. Aber auch an ihnen vorbei führen breite Verbindungswege; und ebenso übersteigen mehrere wichtige Straßen seit Urzeiten ihren Kamm. Bekannt ist die Zaberner Steige, daneben spielen der Donon und der Paß bei Diedolshausen schon seit der Jungsteinzeit eine Rolle. Die Senke zwischen Vogesen und Hardt über Ingweiler —Saarunion vermittelt eine breite Verbindung nach Lothringen hin und schließt an den Bereich der Mosel an. Der Durchbruch zwischen Vogesen und Jura — die Burgundische Pforte — andererseits gibt den Anschluß an Doubs und Rhone. Es bleibt eine große Aufgabe der Forschung, diesen Weg und seine wirkliche Bedeutung klar herauszuarbeiten. Bislang tritt er in den Funden merkwürdig schwach in Erscheinung. Vor allem ist es höchst auffällig, daß der auch in der Vorgeschichte reich besiedelte Sundgau stets ein Rückzugsgebiet darstellt, in welchem sich Kulturen ausleben, obwohl er an dem großen Wanderweg liegt.

Lothringen gehört in seiner ganzen Ausdehnung zum Gebiet der Mosel, die an Saone und

Rhone anschließt. Mit breiter Front steht es den westlichen Einflüssen offen, die leichteren Zugang haben als östliche und nördliche. Aber auch die Wege zum Rhein sind scharf ausgeprägt.

Die Schwierigkeit der nach alten Richtpunkten und Systemen orientierten elsässischen Altertumsforschung beginnt gleich in der Altsteinzeit. Das Elsaß hat lediglich eine Höhlenstation bei Oberlarg im Sundgau geliefert, die der Schmalklingenkultur angehört. Eine Siedlung unter Felsdach bei Vögtlinshofen im mittleren Elsaß ist vermutlich der Breitklingenkultur zuzuschreiben. Außerdem sind aber eine ganz erfreuliche Anzahl von Einzelfunden und Freilandplätzen (Achenheim, Bonnfontaine, Görsdorf, Hangenbieten, Schiltigheim u. a.) bekannt geworden. In Lothringen haben wir den Faustkeil von Sablon-Metz und eine gesicherte Freilandstation von Tettingen. Aber stets kann die ungefähre Altersbestimmung der Funde lediglich aus der geologischen Einlagerung gegeben werden. Die gefundenen Werkzeuge werden in der erdrückenden Mehrzahl als atypisch bezeichnet. Der Faustkeil von Sablon gilt bald als „Acheuléen", bald als „Campignien". Auch die Faustkeile und Kleingeräte der wichtigen Station Achenheim lassen keine eindeutige Bestimmung zu. Die Stufe von Burbach — „Burbachien" — möchte Forrer als nicht mehr eolithisch, aber auch noch nicht als „Chelléen" ansprechen. Kurzum, die Funde haben durchweg in dem bekannten französischen Altsteinzeitschema keinen Platz. Sie müssen nach neuen Gesichtspunkten bearbeitet und gewertet werden.

Eine sehr weite offene Lücke in der elsässischen Vorgeschichtsforschung bietet die Mittelsteinzeit. Irgendwelche eindeutigen Funde oder gar Wohnplätze sind noch nicht bekanntgeworden; und doch scheint nach Aussage der Bergfeste von Oltingen im Sundgau eine wichtige Spur für den Zusammenhang zwischen Mittelsteinzeit und Jungsteinzeit gegeben zu sein.

Sehr wichtige Fragen gibt die Jungsteinzeit zu lösen. Die obenerwähnte Siedlung von Oltingen dürfte westischen Ursprungs sein. Man wird diese Gruppe im Sundgau in verstärktem Maße erwarten dürfen. Leider aber sind die Beobachtungen noch recht mangelhaft. Das Altkircher Museum besitzt zwar aus seinem Bereich annähernd 500 Steinbeile. Aber keine Scherbe gibt Auskunft über die Zugehörigkeit derselben zu irgendeinem der jungsteinzeitlichen Lebenskreise. In gleicher Weise besitzt das Hagenauer Museum etwa 300 Steinbeile der Umgebung. Doch die zugehörigen Scherben und vor allem die Beobachtungen fehlen ganz. Da ist nur durch zielbewußt geleitete, planmäßige Arbeit die Forschung vorwärts zu treiben.

Der Sundgau wird die ganze Jungsteinzeit hindurch Ausfallgebiet der westischen Bevölkerungsgruppe gewesen sein. Nordwärts desselben, etwa in der Höhe von Colmar (Egisheim), liegt die Grenze der ostischen Bandkeramik. Bis hierher scheint auch die Rössener Bewegung ausgegriffen zu haben, die bei Straßburg, Erstein und Lingolsheim eine eigene, von Bandkeramik und Hinkelstein beeinflußte Entwicklung eingeschlagen hat. Den Rössenern scheint im Elsaß eine beachtliche Rolle zugefallen zu sein. Sie haben nicht unwesentlich auf die Michelsberger eingewirkt (Lingolsheim, Hausbergen, Mundolsheim). Im ganzen aber dürften die Michelsberger Leute im Elsaß das Feld behauptet haben. Unter den jungsteinzeitlichen Gefäßen der Straßburger Sammlung gehören über ein Drittel diesem Lebenskreis an. Dabei muß beachtet werden, daß sie nicht aus Gräbern, sondern aus Wohnstätten gehoben wurden. Sowohl Landsiedlungen bei Erstein, Straßburg, Mundolsheim, Katzental und Krautweiler sind nachgewiesen, als auch anscheinend „Pfahlbauten" (?), also Siedlungen in den Flußniederungen. Dagegen ist bis heute merkwürdigerweise noch keine befestigte Höhensiedlung der Michelsberger Art festgestellt.

In Lothringen scheinen die Glockenbecherleute eine eigene Domäne mit Höhenburgen errichtet zu haben. Aber die Verhältnisse sind noch recht undurchsichtig, denn weder ein Grabfeld noch eine Wohnstätte der Jungsteinzeit ist hier bekanntgeworden. Vielleicht war auch der Sundgau wiederum ein Sammelpunkt der Glockenbecherleute, die sonst im Elsaß nur durch einige Armschutzplatten angedeutet sind.

Ein eigenes Kapitel bildet die Siedlung der nordischen Schnurkeramiker im Elsaß. Bisher schien es so, als seien sie östlich des Rheines stehengeblieben. Jedoch mehren sich die Anzeichen ihrer Anwesenheit auf dem westlichen Rheinufer, zumal seitdem in Achenheim ihre Geschirrware eindeutig festgestellt werden konnte. Die Betrachtung der bronzezeitlichen Keramik des nördlichen Elsaß läßt den bestimmenden Einfluß der Schnurkeramik auf die Formensprache der frühen Bronzezeit deutlich erkennen.

Für die jungsteinzeitlichen Verhältnisse im Elsaß ist vor allem die Gegend um Straßburg wichtig. Dort haben sich die Zuströme aus allen Himmelsrichtungen getroffen, haben sich überlagert und gemischt. Außerdem treten Egisheim und Achenheim als solche Mischungsgebiete deutlich in Erscheinung. Der späteren Forschung wird es gelingen, noch mehrere derartige Brennpunkte der Entwicklung aufzuzeigen und wichtige Aufschlüsse nicht nur über das Verhältnis der verschiedenen jungsteinzeitlichen Lebenskreise zueinander zu gewinnen, sondern auch

überhaupt über den geschichtlichen Ablauf während des 2. Jahrtausends der Jüngeren Steinzeit weitragende Einsicht zu verschaffen.

Nur am Rande seien noch die großen zutage stehenden Steindenkmäler von Elsaß-Lothringen genannt: im Schäfertal, bei Alberschweiler, Altdorf u. a. m. Des weiteren sei auf die sehr merkwürdigen „Schleifsteine" in den Niederbronner und Zaberner Bergen hingewiesen (z. B. Kleiner Ballerstein bei Dagsburg), die alle noch der Untersuchung und Deutung harren.

Die Fragen, welche die vorgeschichtliche Metallzeit in Elsaß-Lothringen stellt, sind die gleichen wie im übrigen Süddeutschland. Erfreulicherweise hat die Straßburger Gesellschaft schon 1905 mit ihrem Preisausschreiben einen sehr bemerkenswerten Anfang zu einer umfassenden Betrachtung des Fundmaterials gemacht. Leider ist die eingelieferte Arbeit von J. Naue d. J.: „Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß" Fragment geblieben. Schaeffer hat einen Teil des Materials — die Funde aus den Hagenauer Hügelfeldern — kritisch bearbeitet (Les tertres funéraires de la forêt de Haguenau, 2 Bde.) und konnte dabei manche beachtliche Ergebnisse erzielen.

Die einzelnen Probleme können hier nicht einzeln angeführt werden. Es seien nur zwei herausgegriffen. Elsaß-Lothringen ist, ohne etwa bronzezeitliche Pfahlbauten zu haben, reich an Funden der „reinen Kupferzeit". Man kennt nicht weniger als 9 Äxte aus reinem Kupfer im Elsaß und 2 in Lothringen. Leider sind niemals irgendwelche Fundbeobachtungen mit den Stücken verbunden gewesen. Gerade im Hinblick auf die neuesten Untersuchungen über den ältesten Erzabbau in Mitteldeutschland wird die genaue Betrachtung der frühmetallzeitlichen Funde im Elsaß wichtige geschichtliche Aufschlüsse bringen können. Im Zusammenhang damit steht dann wieder die Frage des großen Wanderweges aus Südwesten, der von der Vorgeschichtsforschung oft überschätzt worden ist. Besonders in der beginnenden Eisenzeit soll er eine große Rolle gespielt haben. Wie wäre es aber, wenn man einmal die umgekehrte Richtung ins Auge fassen würde? Haben ihn nicht die Kimbern benutzt und war nicht Ariowist im Begriffe, ihn zu gehen? Auffällig ist das Zurücktreten der Adlerbergstufe im gesamten Elsaß und das vollständige Fehlen derselben im südlichen Teil; auffällig auch die Rückständigkeit des Sundgaues bis tief in die Bronzezeit hinein.

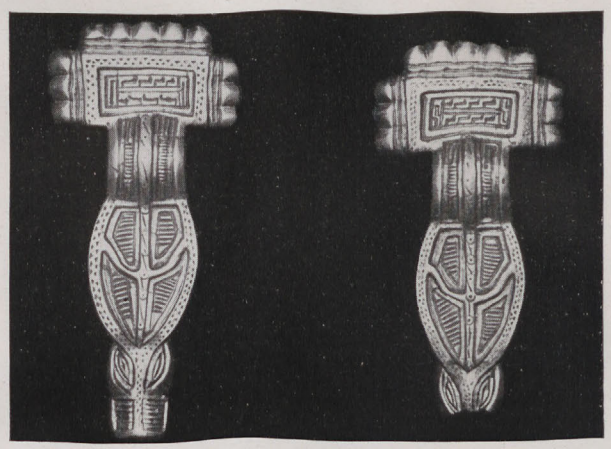
Für die zweite Hälfte der vorgeschichtlichen Metallzeit bieten das Elsaß und Lothringen eine Anzahl von Aufgaben grundlegender Bedeutung. Es sei da zunächst die Briquettage des Seilletales genannt und ihre Bedeutung für die Besiedlung und den Handel. Des weiteren weise ich auf die ungezählten Mardellen hin, die vielleicht Siedlungen einer besonderen Volksgruppe anzudeuten scheinen. Nicht zuletzt müssen aber die wunderbaren Trümmerstätten der Zaberner Berge, des „krummen Elsaß" und des Bitscher Landes mit ihren zutage stehenden Haus- und Dorfgrundrissen und mit ihren eingefriedigten Grabstätten angeführt wer-

GRAB DER RÖSSENER KULTUR *von Lingolsheim*

den. Trotz der sehr schönen Besprechung dieser alten Kulturstätten durch A. Fuchs (Die Kultur der keltischen Vogesensiedelungen, Els. Monatsschr. 1913/14) warten hier noch ungezählte Rätsel der Lösung.

Im Elsaß zieht der Übergang von der ersten zur zweiten Eisenzeit in besonderem Maße die Aufmerksamkeit auf sich. Im südlichen Teil fehlt wiederum der erste Abschnitt der La Tène-Zeit ganz; der zweite ist von der Höhe von Mülhausen an nur recht spärlich vertreten. Wie verhält es sich da wieder mit dem angeblichen Wanderweg aus dem Südwesten?

Die schönsten Aufgaben stellt aber das letzte Jahrhundert v. d. Ztr. Sie sind um so wichtiger, als hier die früheste Geschichtsschreibung Deutschlands sich mit den Bodenfunden berührt. Die literarischen Nachrichten lassen keinen Zweifel, daß damals auf der elsässischen Seite des Rheines germanische Siedlungen gelegen haben. Wie weit erstrecken sich diese ältesten germanischen Gebiete? Welche Grenzen treten in den Funden zutage? Erst wenn einmal diese und ähnliche Fragen gelöst sein werden, wird man auch mit einiger Aussicht auf Erfolg an die Lösung der großen Fragen herangehen können, welche die ältesten Schriftstellernachrichten aufwerfen (Ariowist — Cäsar).



SILBERNE GEWANDSPANGEN der alamannischen Zeit von Großenheim

Die Ringwallforschung ist im Elsaß, dank der unermüdlichen Tätigkeit von K. S. Gutmann (II. Bericht der Röm.-Germ. Kommission) erfreulicherweise energisch in Angriff genommen worden, kam dann aber wieder ins Stocken. Eine stattliche Reihe zum Teil großer Zufluchtsstätten mit glänzend erhaltener Umwallung warten noch der Untersuchung. Im Mittelpunkt steht der Odilienberg südwestlich Straßburg, der vielleicht das tribokische Stammesheiligtum geborgen hat. An wichtigen Höhenburgen seien auch die Frankenburg und der Donon genannt. An letzterem wird die Heiligkeit des Ortes durch die noch heute erhaltenen Reste eines gallo-römischen Tempels bezeugt.

Die Römerzeit ist die am besten erforschte Epoche der elsässischen Frühgeschichte. Wertvoll erscheint da vor allem die — wiederum von K. S. Gutmann ungemein geförderte — Kenntnis des Straßennetzes, das natürlich fast durchweg die vorrömischen Wege angibt. Auch hier sei darauf hingewiesen, daß die Wanderstraßen über Metz und Lothringen weit eindrucksvoller in Erscheinung treten als die Wege über Belfort und das südliche Elsaß.

Genauere Aufhellung verlangen noch der Anfang und das Ende der Römerherrschaft auf elsässischer Seite, weil sie gleichzeitig Aufschluß geben über den Anfang und das Ende der Römermacht in Deutschland selbst.

In der nachrömischen Zeit kreuzen sich die Wege und die Kulturen einer ganzen Anzahl germanischer Stämme im Elsaß. Leider sind die Bodenfunde daraufhin noch gar nicht ernstlich befragt worden. Trotzdem über 200 alamannisch-fränkische Gräberfelder mit zum Teil recht ansehnlichem Inventar bekannt wurden, ist noch nicht ein einziges systematisch ausgegraben. Die germanische Periode galt unter französischer Herrschaft bis in unsere Tage natürlich als barbarisch und rückständig gegenüber der früheren keltischen Zeit!

Frühe Funde der alamannischen Landnahme fehlen nicht (Imlingen!). Beachtenswert sind die verhältnismäßig zahlreichen Bukkelurnen. Besondere Aufmerksamkeit erfordert wiederum der Sundgau, als Rückzugsgebiet der Burgunder. Es ist vorzüglich angezeigt durch den reichen, aber leider unbeobachtet gebliebenen Friedhof vom Kleeberg bei Dürlinsdorf. In den Nordvogesen werden auch eine ganze Anzahl von Bodendenkmälern auf die frühen Alamannen zurückzuführen sein (Pandurengraben bei Zabern). Gerade in dieser Höhe erfolgten ja vom Rhein her immer wiede die Hauptstöße der Germanen nach Westen; und nördlich Straßburg spielten sich die entscheidenden Ereignisse ab. Auch das ist wieder ein Fingerzeig für die Richtung der Wanderwege und für die Bedeutung Lothringens als Durchgangsland der Vorzeit.

Ich konnte nur einen flüchtigen Ausschnitt aus dem ungeheuer großen Aufgabengebiet der Vorgeschichtsforschung in Elsaß-Lothringen geben. Einerseits fehlen mir im Felde Muße und Schrifttum für eine genauere Aufstellung, andererseits konnte im Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes nur ein kleiner Überblick geboten werden. Die Probleme mehren und steigern sich, sobald die deutsche Wissenschaft sich ihrer angenommen haben

SILBERTAUSCHIERTE EISENSCHNALLEN. Burgundisch, vom Kleeberg bei Dürlingsdorf

wird. Die Fortschritte, welche die durch die nationalsozialistische Weltanschauung getragene deutsche Vorgeschichtsforschung in den letzten Jahren erzielt hat, bieten die Gewähr, daß auch das befreite deutsche Elsaß endlich wahrheitsgemäß Aufschluß über seine große, früheste Geschichte erhält.

Fritz Roth

Germanisch-deutsches Erbe im Erzgebirge Siebenbürgens

Die günstige Lage Siebenbürgens inmitten hoher Gebirge bot schon seit den ältesten Zeiten ein besonders vorteilhaftes Siedlungsland. Seine Fruchtbarkeit und seine vielen Bodenschätze, an ihrer Spitze das Gold, lockten die verschiedensten Völker an und ließen oft einen erbitterten Kampf um ihren Besitz entbrennen. Während die Karpaten das Land nach Osten und Süden fast lückenlos abschließen, öffnet das Erzgebirge im Westen zwei breite Einfallstore. So folgten die Einwanderer gewöhnlich den Flüssen Mieresch und Samosch am Fuße der goldreichen Berge und stießen erst von hier weiter ins Innere Siebenbürgens vor. Diesen landschaftlichen Gegebenheiten verdanken wir es, daß Siebenbürgen in der Hauptsache von Westen her besiedelt wurde und heute noch einen weit vorgeschobenen Vorposten Mitteleuropas und seiner Kultur darstellt.

Als erste nordische Siedler wanderten, wie H. Reinerth zeigte, bereits in der Jüngeren Steinzeit, also im ausgehenden 3. Jahrtausend v. d. Ztr., landsuchende Jungscharen in Siebenbürgen ein. Sie brachten aus ihrer deutschen Heimat den hölzernen Hakenpflug und das ebenerdige Rechteckhaus mit und legten den Grundstein für die spätere Kulturblüte Siebenbürgens. Am Fuße des Erzgebirges bebauten sie ihre Felder und

ABB. 1. DIE TORENBURGER SCHLUCHT im siebenbürgischen Erzgebirge

Äcker, in seinen Felsen und Schluchten aber suchten sie das Kupfer und das leuchtende Gold.

Viele Jahrhunderte später lebte hier ein Volk, das schon im Frühlicht der Geschichte steht: die Daker. Unter König Boerebistes erstmalig zu großer Macht gelangt, führte es mit seinen Nachbarn erfolgreiche Kriege und beherrschte fast das ganze heutige Rumänien. Aber sein Kerngebiet blieb stets das siebenbürgische Erzgebirge, in dessen Vorbergen auch die dakische Königsburg stand. Ackerbau, Viehzucht und Bergbau waren neben dem Kriegshandwerk die Lebensformen der Daker. Auf dem Gipfel seiner Macht zerbrach ihr Reich in blutigen Kämpfen mit den Römern. Der Tod ihres großen Königs Dekebalus im Jahre 106 u. Ztr. war das Ende der Blütezeit eines ganzen Volkes.

Unter römischer Herrschaft wurden die Goldminen des reichen Erzgebirges weiter ausgebeutet. Bergwerke entstanden, Stollen wurden tief unter die Erde geführt und das Gold in riesigen Mengen zutage gefördert.

Ehe sich aber die Römer ihres neuen Besitzes in Ruhe freuen konnten, bemächtigten sich germanische Stämme Siebenbürgens. Bastarnen, Wandalen und Goten bargen die üppige Ernte der Felder und fertigten aus Gold und bunten Steinen herrlichen Schmuck. Das Reich der Gepiden währte bis zum Jahre 568 und beschloß damit die germanische Herrschaft in Siebenbürgen. Ihr Erbe erhellt sich aber bis zum heutigen Tage im ganzen Karpatenbogen und besonders auch im Erzgebirge.

Nach Jahrhunderten unsteter Völkerwanderung ließen sich die Ungarn kurz vor der Jahrtausendwende im Erzgebirge und in anderen Teilen Siebenbürgens nieder. Ihr König Geysa II. berief im Jahre 1141 deutsche Siedler vom Rhein und von der Mosel nach dem Osten, das Land urbar zu machen und seine Krone zu schützen. Bald darauf wanderten aus dem Süden auch die ersten Rumänen ein und zogen als Hirten durch die Wälder im Erzgebirge. Fortan lebten diese drei Völker im gleichen Raum zusammen. Zwangsläufig fand im Laufe der Zeit eine gegenseitige Beeinflussung statt, die aber hauptsächlich vom kulturell höherstehenden deutschen Volkstum ausging. Dadurch erhielt sich das deutsche Volkstum fast überall in Siebenbürgen zusammen mit deutscher Sprache und deutschem Brauchtum durch 800 Jahre bis in unsere Tage.

Nur im Erzgebirge und einzelnen anderen Gebieten erfolgte eine eigenartige Entwicklung, in der

ABB. 2. GOLDMINEN bei Rosia-Montana

ABB. 3. TOROZKO *ein ehemals deutsches Dorf im Erzgebirge*

die deutsche Sprache vom deutschen Brauchtum getrennt wurde. Während nämlich der Großteil der „Siebenbürger Sachsen" zur Zeit der Reformation den evangelischen Glauben annahm und nun auch hierdurch von den andersgläubigen Rumänen und Ungarn getrennt wurde, traten kleine deutsche Gruppen, besonders im Erzgebirge, zum Calvinischen Bekenntnis über. Gleichen Glaubens waren aber auch die Ungarn. Auf dieser Grundlage fand hier allmählich eine Verschmelzung der beiden Völker statt, die schließlich zur Madjarisierung der zahlenmäßig weit unterlegenen Deutschen führte. So erstarb ihre Sprache, ihr Brauchtum aber lebte weiter fort und wird häufig noch heute gepflegt. Kein Wunder, daß manche „ungarischen" Dörfer des Erzgebirges in Anlage, Hausform, Sitte und häufig genug auch im Menschenschlag ein ausgesprochen deutsches Antlitz tragen.

Landschaft und Siedlung

Wenn das Erzgebirge auch nicht mit der ununterbrochenen Karpatenkette zu vergleichen ist, so macht es seinem Namen doch keine Schande. Seine höchsten Gipfel erreichen beinahe 2000 m und sind wild und zerklüftet (Abb. 1). Weit hinauf steigen die Goldsucher mit Hammer und Meißel

ABB. 4. HÄUSERZEILE *in Torozko*

ABB. 5. DEUTSCHE HÄUSERZEILE *in Katzendorf*

ABB. 6. DAS UNGARISCHE DORF *Szent-György (Sankt-Geo rgen)*

und sprengen Löcher in die Felsenwände, die aussehen wie große Wolkenkratzerfenster (Abb. 2). In Schluchten kommt ihnen das Wasser zu Hilfe und führt die glitzernden Körner in Schutt und Steinen mit.

Die Siedlungen liegen freilich nur am Fuß der Gebirge. Oft erstrecken sich ihre Häuser kilometerweit über Berge und Täler und hängen nur lose miteinander zusammen. In anderen Fällen liegen sie geschlossen vor einer Höhe, die nicht selten noch die letzten Reste einer Burg aus alten Zeiten trägt. Bei solchen Dörfern ist häufig die deutsche Anlage mit dem großen Markt in der Mitte und strahlenförmig ausgehenden Straßen zu erkennen (Abb. 3). Man glaubt beinahe, sich in einem deutschen Dorf Siebenbürgens zu befinden, so schnurgerade führen die Straßen, so gleichmäßig und sauber ist ihre Front (Abb. 4). Auch der Dachgiebel mit den Fensterchen und der vorspringenden Dachtraufe, manchmal sogar sinnbildliche Verzierungen, sind übereinstimmend vorhanden, wie ein Vergleich mit einer Häuserzeile aus dem deutschen Katzendorf zeigt (Abb. 5). Wie anders sehen doch die strohgedeckten Häuser aus, die hier im Erzgebirge überwiegen und tatsächlich ursprünglich ungarisch sind! (Abb. 6). Die Front der Straße ist durchbrochen, ungeordnet steht Haus und Stall und Scheune nebeneinander, die Fenster sind klein und die Tore nur aus wenigen Balken zusammengefügt. Ein Stolz der Straße aber ist der hohe Ziehbrunnen mit der zementgebauten Tränke.

Nur wenig anders sind die rumänischen Bauten dieser Gegend. Die Häuser tragen oft ein Schindeldach und sind aus quergelegten Balken errichtet, manchmal auch mit Kalk verputzt. Eine schöne Blüte erlebte die Holzbaukunst besonders in den Kirchen, die mit ihren hohen Türmen und vielen Aufbauten an die norwegischen Stabkirchen erinnern. Wesentlich einfacher als die Wohnhäuser sind die Ställe und Scheunen. Sie bestehen aus Holz und besitzen gewöhnlich zwei Räume unter einem strohgedeckten Dach, eine offene Scheune und einen geschlossenen Stall.

Die Bevölkerung

Seit Jahrhunderten wohnen in Siebenbürgen Deutsche, Rumänen und Ungarn nebeneinander. Die zuletzt eingewanderten Rumänen haben sich durch ihre anspruchslose Lebensweise am stärksten vermehrt und befinden sich in stetigem Wachsen. Die letzte Zählung ergab für Siebenbürgen 1,5 Millionen Rumänen, denen 800000 Ungarn

und 240000 Deutsche gegenüberstehen. Im Erzgebirge leben sozusagen keine Deutschen mehr und wesentlich mehr Rumänen als Ungarn. Die Rumänen sind überwiegend Hirten und Viehzüchter und werden „Motzen" genannt (Abb. 7). Die Wissenschaft hat versucht, in ihnen die Nachkommen der Daker und der Germanen zu sehen, eine Möglichkeit, die noch weiter untersucht werden muß.

In der ungarischen Bevölkerung überrascht uns manchmal ein blondhaariges, blauäugiges Kindergesicht, das wir unwillkürlich deutsch ansprechen möchten (Abb. 8). Sehen wir aber über die beiden lachenden Mädchen hinweg in ihre nächste Umgebung, so erkennen wir bald das fremde Volk. Immerhin sind auch unter den Erwachsenen manche nordisch-dinarischen Köpfe zu finden, wie sie oft unsere deutschen Bauern und Bäuerinnen zeigen. Es ist offensichtlich, daß in den ungarischen Bewohnern des Erzgebirges ein guter Teil deutschen Erbes lebendig blieb.

Die Tracht

In der ungarischen Gemeinde Torozko im Erzgebirge hat sich eine eigenartige Volkstracht erhalten. Sie wird nur zu besonderen Festen und Sonntags beim Kirchgang getragen, ist also eine ausgesprochene Festtracht. Schon beim ersten Blick auf solch ein schmuckes Mädchen (Abb. 9) fällt uns eine verblüffende Ähnlichkeit mit der siebenbürgisch-sächsischen Volkstracht auf (S. 129). Der gefaltene Rock und das Hemdchen mit den bauschigen Ärmeln sind von der sächsischen Tracht nicht zu unterscheiden, selbst die Stulpen über dem Handgelenk finden sich in der Bistritzer Gegend wieder. Die Kopfbedeckung weist eine Verwandtschaft mit dem sächsischen Borten auf, der hier noch mit reichen Spitzenbändern umwunden ist. Von hier hängen zahlreiche bunte Bänder herunter, die beim sächsischen Mädchen ebenso, aber länger sind. Hier wie dort hält eine Bockelnadel das Hemdchen am Hals zusammen und ist wohl noch mit den germanischen Scheibenfibeln verwandt. Der Gürtel, der rechteckige Brustschmuck und die Schürze lassen fremde Einflüsse vermuten. Die Frauentracht unterscheidet sich von der Mädchentracht im allgemeinen durch größere Einfachheit und in der Kopfbedeckung durch das Tuch an Stelle des Bortens. Das Tuch wird ähnlich von den siebenbürgischen Landlern, österreichischen Auswanderern, getragen.

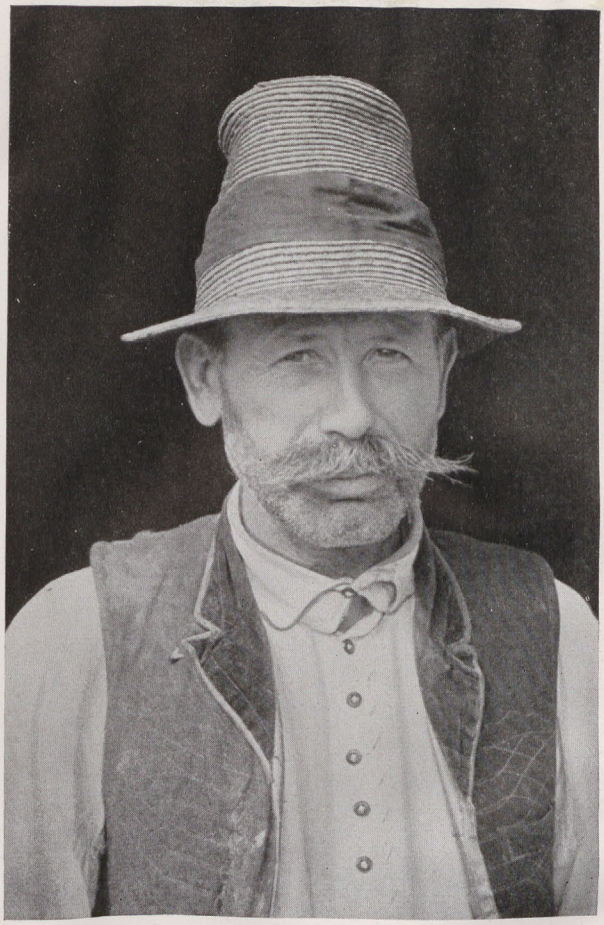


ABB. 7. RUMÄNISCHER BAUER aus Bucium

ABB. 8. UNGARISCHE MÄDCHEN aus Szent-György

ABB. 9. UNGARISCHES MÄDCHEN in Festtracht aus Torozko

Volkskunst

Wandern wir mit offenen Augen durch ein ungarisches Dorf des Erzgebirges, so entdecken wir bald eine ganze Reihe schöner Bilder, die von einer reichen Volkskunst künden. Häufig sind die Haustore verziert und durch eine bestimmte Anordnung der Bretter und Nägel zu Sinnbildern gestaltet, meist zu Sonnen oder Sonnenstrahlen. In gleicher Ausgestaltung kennen wir dieselben Tore aus den sächsischen Gemeinden Siebenbürgens. Besonders sorgfältig sind manchmal die Türpfosten geschnitzt und mit Lebensbäumen, Weinranken und anderen Sinnbildern verziert (Abb. 10).

Treten wir aber in das Innere eines solchen Hauses, so glauben wir erst recht, in einer siebenbürgisch-sächsischen Bauernstube zu stehen. Auf der Truhe bewundern wir dieselbe bunte Malerei, der Stuhl ist in der gleichen Art verziert und das hohe „Himmelbett" genau so wie im deutschen Siebenbürgen (Abb. 11). Nicht nur die Möbel scheinen aus der gleichen Werkstatt zu stammen, auch die Stickereien der Decken und Polster gleichen ausgesprochen der deutschen Arbeit. Selbst die „sächsischen Krüge" fehlen diesem Hause nicht. Sollten die Gegenstände aber ohne innere Beziehung zu ihrem Besitzer einfach am Markt erworben sein, so müßten sie vollkommen vereinzelt stehen. Ihr häufiges Vorkommen in bestimmten ungarischen Dörfern des Erzgebirges aber zeugt davon, daß sie altes einheimisches Kulturgut sind. Ihre Form und Gestaltung ist viele Jahrhunderte hindurch gleich geblieben, während ihre Träger mit einer anderen Sprache auch ein anderes Volkstum angenommen haben.

Eigenartig sind bemalte Tonteller, die auf der Drehscheibe hergestellt und mit Erdfarben verziert werden. Ähnlich kennen wir sie auch in der Bistritzer Gegend, wo die Muster aber gewöhnlich reicher und kunstvoller sind. Ein Zusammenhang mit der sächsischen Tonware ist durchaus wahrscheinlich.

Stein- und Holzkreuze

Im ganzen Land des siebenbürgischen Erzgebirges finden sich vereinzelt oder in kleineren Gruppen Kreuze aus Stein und aus Holz. Sie stehen als Grabsteine bei Kirchen oder im freien Feld unter einem großen Baum oder als sinnbildgeschmückte Mahnmale an Wegkreuzungen. Unter

ABB. 10. TOR EINES UNGARISCHEN HOFES bei Huedin

ABB. 11. UNGARISCHE BAUERNSTUBE *aus Torozko*

dem Laubdach einer gewaltigen Eiche bergen sie den Verstorbenen im Schatten des grünenden Lebensbaumes. Geschmückt mit Sonnenrädern, in groben Strichen in den Stein gemeißelt, künden sie von den lebenspendenden Kräften der Sonne. Bewußt oder unbewußt bekannten sich ihre Schöpfer in diesen alten Zeichen zu dem germanischen Erbe ihres Landes.

Überraschend nahe steht deutschem Empfinden ein Steinkreuz mit dem Sonnenrad (Abb. 12). Kreuz, Kreuzbalken und das sie umschließende Rad sind aus einem Stein gearbeitet und in vollendete Formen gebracht. Ähnlich kennen wir diese Kreuze vielfach auch in Deutschland und im skandinavischen Norden. Das schöne Sonnenrad vom Questenberg ist unserem Steinkreuz sehr ähnlich.

Die Holzkreuze haben sich naturgemäß weniger gut erhalten, da sie in weit höherem Grade den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind. Während die Inschrift nicht mehr zu entziffern ist, erkennen wir manchmal am Kopfbalken ein schön geschnitztes Sonnenrad. Auch der Querbalken trägt bisweilen zwei gleiche Sonnenräder, die aber von der Christusfigur zum Teil verdeckt werden. Es kann kein Zweifel sein, daß wir es hier mit einem alten Holzkreuz zu tun haben, dem später die Christusfigur aufgesetzt wurde. Wie auch sonst vielerorts, war die Kirche auch im Erzgebirge bestrebt, die alten einheimischen Sinnbilder durch ihre neuen Zeichen zu ersetzen. Unter ihrem Deckmantel aber lebt überall noch die ältere, vielleicht germanische Überlieferung fort.

ABB. 14. HOCHZEITSTANZ *in Szent-György*

Ein Hochzeitsfest

Eine vom großen Verkehr weit abgelegene un-

ABB. 13. BRAUT *aus Szent-György (Sankt-Georgen)*

garische Gemeinde des Erzgebirges hat ihre Trachten und Bräuche bis in unsere Tage lebendig erhalten. In Szent-György wird heute noch wie vor vielen Jahrhunderten das Hochzeitsfest nach altem Brauch gefeiert. Früher soll das Dorf Sankt-Georgen geheißen haben und die älteren Leute wissen zu erzählen, daß ihre Großeltern noch deutsch gesprochen hatten. Wir sind wieder in einer ehemals deutschen Gemeinde, die ihre deutschen Trachten und Sitten erhalten, aber ihre Sprache aufgegeben hat.

Am Tor des Brauthauses sind zwei riesengroße Hochzeitsbäume errichtet worden. Nun bewegt sich der lange Zug, voran das Brautpaar, zur Kirche. Die junge Braut hat ihre Festtracht angelegt, die, wie in Torozko, weitgehend mit der siebenbürgisch-sächsischen übereinstimmt. Als Zeichen der Braut trägt sie den schwarzen in viele Falten gelegten Mantel und die Blumen. Das Haar aus der Stirne gestrichen, zeigt ihr Gesicht unter dem spitzenbesetzten Borten und von den bunten Bändern umspielt einen schönen, edlen Ausdruck (Abb. 13). Näher betrachtet, erkennen wir an Stelle der Bockelnadel eine bildgeschmückte Brosche und eine schwarze Perlenkette, vielleicht das Geschenk ihres Bräutigams. Nach der kirchlichen Trauung setzen sich die Musikanten an die Spitze des Zuges und führen unter den Klängen echter Zigeunermusik zum Tanzplatz. Bald drehen sich die Paare in lustigem Tanze, die Röcke fliegen und Alt und Jung berauscht sich in Jubel und Freude (Abb. 14).

Mit besonderer Sorgfalt wird das große Festessen zubereitet, dem große Mengen Geflügels zum Opfer fallen. Es ist eine eigenartige Kunst der ungarischen Bäuerin, die Henne gleich nach dem Schlachten mit Hilfe eines Röhrchens aufzublasen, um sie dann besser stopfen zu können. Die Hochzeitstafel wird ihr bei fröhlichem Schmaus dafür danken.

Im Lande des Goldes

Nicht mit Unrecht singt das Heimatlied der Siebenbürger Sachsen vom „Land voll Gold und Rebensaft". Beides liegt in Hülle und Fülle in seinen vielen Bergen; das Gold vor allem im Erzgebirge.

ABB. 12. ALTES STEINKREUZ *bei Baia de Ais*

ABB. 15. GOLDBERGWERK in Rosia-Montana

Schon seit Jahrtausenden kämpften die Bewohner dieser Berge um den Besitz ihres Goldes. Kaum ein Volk, das Siebenbürgen bewohnte und nicht auch in die Felsen gestiegen wäre oder im Sand der Gebirgsbäche gesucht hätte, um ihnen ihr Gold abzuringen. Im Erzgebirge lag eine der frühesten Goldquellen Europas, deren Reichtum durch großzügigen Handel bis in den äußersten Norden gelangte. Durch chemische Untersuchungen ist ermittelt worden, daß ein Großteil der prachtvollen Goldfunde Germaniens aus siebenbürgischem Gold bestehen.

ABB. 16. TRAGTIER UND SCHIENENWAGEN von Rosia-Montana

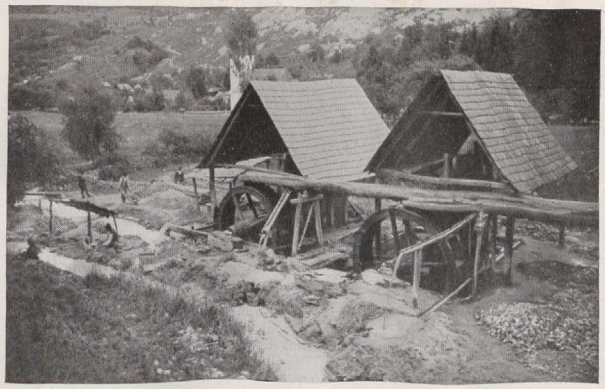


ABB. 17. GOLDSTAMPFWERK in Rosia-Montana

Heute wird das Gold des Erzgebirges in Bergwerken abgebaut (Abb. 15). Daneben aber müht sich die rumänische Bevölkerung der Berge mit

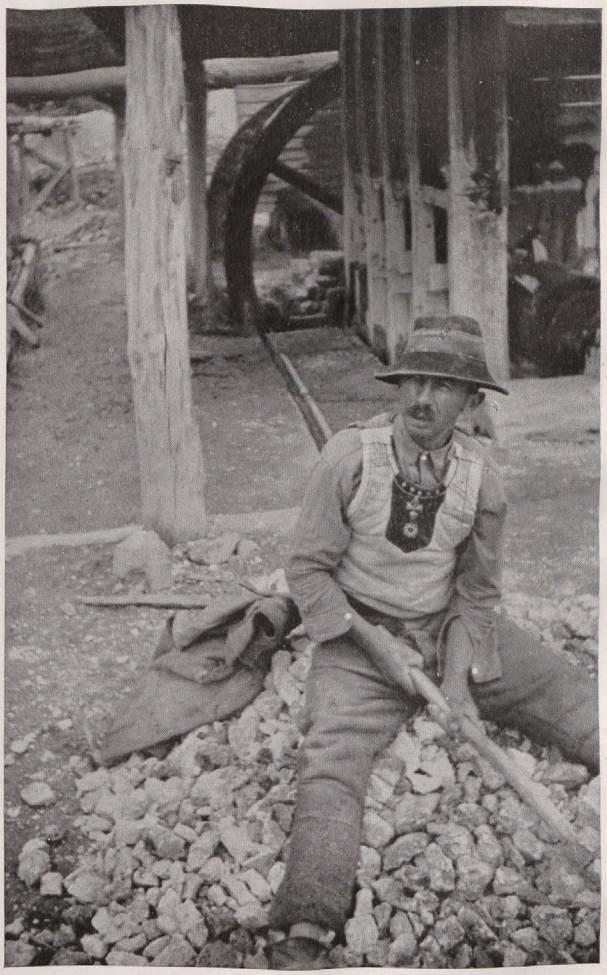


ABB. 18. BERGMANN von Rosia-Montana beim Zerkleinern des goldhaltigen Gesteins

ABB. 19. GOLDWÄSCHERIN von Rosia-Montana

Hammer und Meißel um die Gewinnung des Goldes und löst es in kleinen Stampfwerken aus dem harten Gestein. Reiche Minen werden oft so lange ausgebeutet, bis der Berg fast ganz durchlöchert ist (Abb. 2). Manchmal zieht sich ein Schacht kilometerweit durch die Berge und fördert das kostbare Erz auf kleinen Schienenwagen zutage. Hier sind rumänische Bergmänner Tag und Nacht in stetem Schichtwechsel tätig. Wo es sich nicht lohnt, ein Gleis anzulegen, werden kleine Gebirgspferde beladen und bringen das goldhaltige Gestein in großen Körben bis zum nächsten Wagen (Abb. 16). Umgeladen rollt es weiter zu dem Stampfwerk (Abb. 17). Es kostet die rumänischen Männer viel Mühe und Arbeit, sich aus dem Lohn der großen Unternehmen ein eigenes kleines Stampfwerk zu bauen. Ehe das Gestein in die Stampfmühle kommt, wird es mit dem Hammer soweit als möglich zerkleinert (Abb. 18). Dann wird es einem Wasserbecken anvertraut, das ein Gerüst mit senkrechten Balken trägt. Diese Balken werden durch das mit Wasser betriebene Rad und die Zapfen seiner Walze abwechselnd aufgehoben und wieder fallen gelassen (Abb. 19). Dadurch wird das Gestein zu einem feinen Sand zerstampft, aus dem die Goldkörner leicht zu gewinnen sind. Während nämlich der leichte Sand vom Wasser fortgespült wird, bleiben die schwereren Goldkörner am Boden des Wasserbeckens liegen und können in einer vorher ausgebreiteten Sackleinwand einfach herausgehoben werden. In einem zweiten Becken wird das Gold noch einmal ausgewaschen und von den letzten Sandkörnern befreit. Voller Stolz betrachtet der Goldwäscher die winzigen leuchtenden Körner (Abb. 20). Als letztes kommen sie noch in den Schmelzofen und werden dann zu vielen kleinen Barren gegossen.

Es mutet eigenartig an, wie heute im Zeitalter der Technik eine so rückständige Gewinnung des Goldes noch möglich ist. Aber so wie die Bevölkerung des Erzgebirges in ihrer ganzen Lebensweise von der fortschreitenden Kultur noch nicht berührt wurde, so hat sich mit ihren Trachten und Sitten auch die Kunst der Goldgewinnung in ihren alten Formen erhalten. So gibt sie uns heute noch ein Bild, wie es wohl schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden im Erzgebirge Siebenbürgens lebendig war, damals als unsere germanischen Vorfahren von dort ihr Gold bezogen.

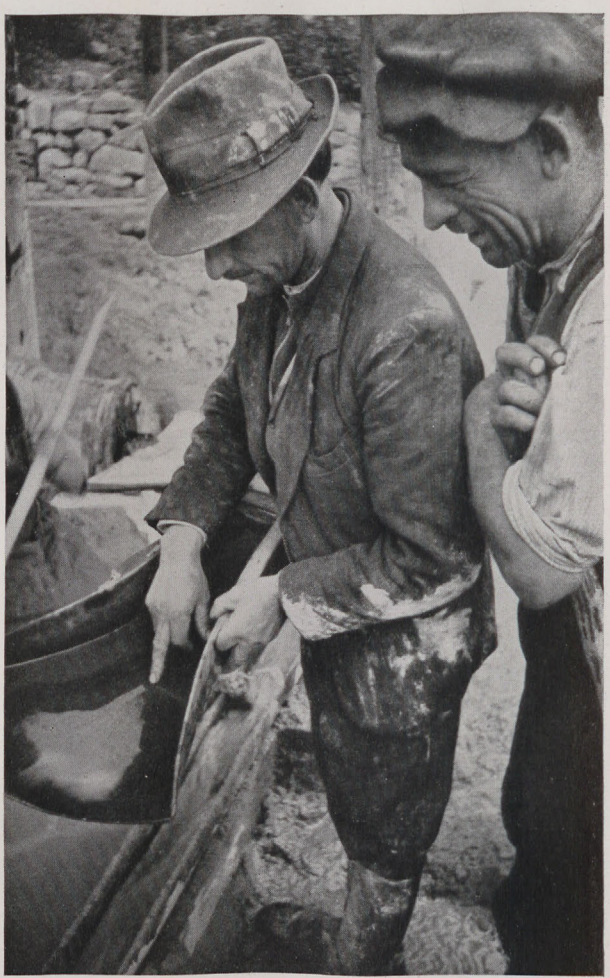


ABB. 20. GOLDKÖRNER von Rosia-Montana

Adolf Rieth

Die vorgeschichtliche Töpferei und ihre Technik

„Scherben aus der Altsteinzeit" lautete die sensationell klingende Meldung, die vor ein paar Jahren aus Ostafrika eintraf. — Eine englische Grabung hatte diese Keramikfunde in Gambles Cave-Kenya, aus einer Kulturschicht des „Oberen Aurignacien" geborgen. Es handelte sich um gebrannte Tonstücke mit Flechtwerkabdrücken, demnach wahrscheinlich um die Reste geflochtener Körbe, die man durch Ausstreichen mit Ton abgedichtet hatte. (Diese Technik ist heute noch in Ruanda, ebenfalls im östlichen Afrika, lebendig.) Bevor wir aber in diesem Fall vom „ältesten Keramikfund der Welt" sprechen können, muß erst eindeutig erwiesen werden, ob das „afrikanische Aurignacien" zeitlich mit entsprechenden europäischen Kulturen gleichgesetzt werden kann.

Aber auch die Merkmale der vielleicht ältesten Töpferei Mitteleuropas, der sog. Binsenkeramik, weisen auf eine Kombination von Flechtwerk und Ton hin. Die Datierung dieser Scherben (etwa 5. Jahrtausend, Ancyluszeit) ist durch Pollenanalyse und mittelsteinzeitliche Werkzeuge gegeben. Die Scherben zeigen an ihrer Außenseite gewöhnlich Abdrücke von Binsengeflecht, die von einem Körbchen, d. h. von einer Art Gefäßform, herrühren dürften (Abb. 1).

Die mittelsteinzeitliche Keramik aus den Muschelhaufen von Ertebölle zeigt keinerlei Geflechteindrücke. Die dicke Wandung der spitzbodigen Töpfe ist zwar sehr ungleich, aber glatt gearbeitet. Der rundliche bis spitze Boden weist darauf hin, daß die Töpfe in einer Formgrube angelegt, nach Madsen und Brøndsted, aber schon in ringförmigen Lagen aufgebaut wurden. Diese Technik des ringförmigen Wülstens kann von der sicher älteren Technik des Gefäßflechtens angeregt worden sein. Der Ton dieser Muschelhaufenkeramik ist stark mit Sand und Steinchen durchsetzt, d. h. gemagert, um ihn für die Verarbeitung standfester zu machen. Die Töpfereitechnik ist demnach gegen Ende der Mittelsteinzeit schon recht entwickelt: man verstand, dem Ton die richtige Zusammensetzung zu geben und beherrschte die Technik des Ringwülstens. Der Brand der Gefäße mag noch im offenen Feuer erfolgt sein.

Auch in der im Norden auf das Mesolithikum folgenden Dolmenzeit sind die Gefäße noch überwiegend rundbodig; an einzelnen Stücken ist aber bereits ein flacher Standboden angearbeitet. Im übrigen zeigt die Dolmenkeramik, was Dünnwandigkeit und Ornament betrifft, gegenüber der Muschelhaufentöpferei wesentliche Fortschritte. Auch der Brand der dolmenzeitlichen Gefäße ist besser. — Flacher Standboden und klare Gliederung zeichnet die Töpferware der folgenden Ganggrabzeit aus. Auch die Rundung der Gefäßmündung hat sich bei dieser Keramik vervollkommnet. Die ausgeprägte Standfläche ist wohl darauf zurückzuführen, daß diese Keramik auf einer flachen, beweglichen oder unbeweglichen Unterlage, vielleicht sogar auf einer Scheibe aus Ton, Holz oder Stein gearbeitet ist.

Wir treffen diese Geräte heute nur in Kulturkreisen an, in denen die Töpferei Hausindustrie ist. Da das letztere auch in vorgeschichtlicher Zeit der Fall war, konnte man erwarten, daß eines Tages vorgeschichtliche Formplatten gefunden wurden, falls diese aus unvergänglichem Material bestanden. Diese Erwartung hat sich schnell bestätigt: im Jahre 1937 hat Gember einige steinerne Formplatten in einer schnurkeramischen Siedlung bei Mannheim gefunden (Abb. 2). Es sind Sandsteinscheiben von 10 und 11 cm Durchmesser, deren Rand, in einem Fall, doppelkonisch abgeschrägt ist. Mit diesen Scheiben zusammen lagen zwei Töpferwerkzeuge, ein zugeschliffener Steinschaber und ein Knochenspatel, die wohl zum Glätten der Gefäßoberfläche verwendet wurden. Die beiden Scheiben traf man zusammen mit zahlreichen typischen schnurverzierten Scherben, Steinbeilen, Pfeilspitzen und Knochen in einer Abfallgrube von 1 m Durchmesser. In seltenen Fällen zeigen auch Abdrücke auf dem Gefäßboden an, auf was für einer Art Unterlage gearbeitet wurde. Die Bodenfigur eines vorgeschichtlichen Gefäßes von Grottone Manaccora (Monte Gargano, Mittelitalien) z. B. läßt den Schluß auf eine spiralig geflochtene Matte zu (Abb. 3).

Die Verzierung der Gefäße wurde gewöhnlich in lederhartem Zustand eingearbeitet. Zum Verzieren wurden spitze Nadeln aller Art, Holzstäbchen, Schnur, seltener auch Stempel oder einfach Finger und Fingernagel benutzt. Die eingetieften Ornamente wurden häufig mit weißer Einlage ausgefüllt (Abb. 4). In jungsteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz treffen wir bisweilen Gefäße an, denen Ziermuster aus weißer Birkenrinde mit Erdpech aufgeklebt sind.

Nach dem Verzieren wurden die fertigen Stücke zum Trocknen beiseite gestellt, um anschließend in den Ofen zu kommen. Jungsteinzeitliche Brennöfen, in Kuppelform, haben sich, nach Richter und Schroller, bis jetzt zweimal in Ottitz bei Ratibor und Erösd (Siebenbürgen) feststellen

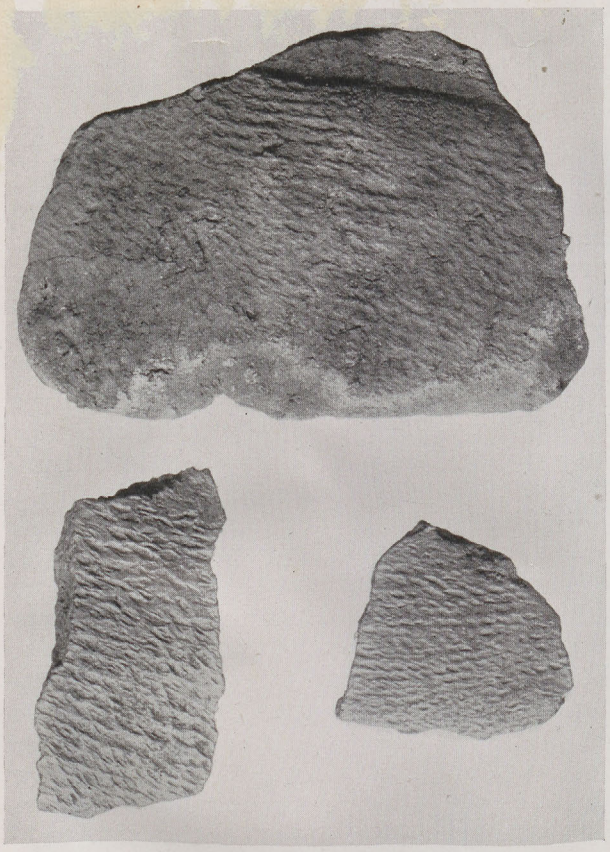


ABB. 1. BINSENKERAMIK von Friesack

lassen. Sicher werden in der Jüngeren Steinzeit auch ab und zu die bekannten gewölbten Backöfen zum Brennen benutzt worden sein.

Die Töpfertechnik hat sich im Verlauf des 2. Jahrtausends im illyrischen, aber auch im urkeltischen Kreis bedeutend vervollkommnet. So sind z. B. die Kerbschnittgefäße der Hügelgräberbronzezeit sehr dünnwandig, aus feingeschlämmtem Ton gearbeitet und sorgfältig, mit Hilfe von Messer und Stempel, verziert. — Eine für die Töpferei der späteren Bronzezeit wichtige Entdeckung gelang Hornung auf dem fränkischen Hesselberg. Seine Grabungen legten dort eine Töpferwerkstätte der Bronzezeit mit den Resten zweier Brennöfen frei, von denen der ältere mittelbronzezeitlich, der andere, besser erhaltene, an das Ende der Bronzezeit zu stellen ist. Der Ofen ist wohl kuppelförmig zu rekonstruieren; den zungenförmigen Fortsatz deutet Hornung als Feuerungsstelle (Germanen-Erbe 1939, Heft 4). Demnach haben hier Brenn- und Feuerungsraum, wie später im germanischen Norden, hintereinander gelegen.

Die Keramik der spätbronzezeitlichen Urnenfelderstufe bedeutet zusammen mit der illyrischen Ostdeutschlands einen Höhepunkt im vorgeschichtlichen Töpferschaffen (Abb. 5). Wir sind der Ansicht, daß Töpfern in dieser Zeit noch großenteils Frauenarbeit war, was uns auch die Form der Fingereindrücke und andere Merkmale (Eindrücke von Armreifen und Fibeln) bestätigen. Die Töpferinnen der späten Bronzezeit Süddeutschlands beherrschten die Technik des Wülstens meisterhaft. Wir besitzen Gefäße, wie die Schale von Heidesheim (Germanen-Erbe 1936, Heft 8, S. 254), die am Hals nur 2 mm Wandstärke haben. Die Wandung einzelner Zylinderhalsurnen aus den spätbronzezeitlichen Pfahlbauten ist bei einer Gefäßhöhe von etwa 20 cm nur 4—5 mm stark (Abb. 6 a). So dünne Wände setzen sehr sorgfältig geschlämmten Ton voraus.

Bei vielen Gefäßen dieser Zeit beobachten wir eine geradezu erstaunliche, dem Kreis genäherte Rundung der Mündung. Der Verfasser hat bei einer Reihe von (nicht gekitteten) Stücken die Mündungsdurchmesser bestimmt und dabei Kreisabweichungen von nur 0,5 bis 1 mm festgestellt. Derart vollkommene Rundung konnte nur erzielt werden, wenn man das fertig aufgebaute Gefäß auf eine leicht drehbare Unterlage brachte und langsam rund drehte. Auch die konzentrische Rillenführung mancher Urnen kann nur mit Hilfe einer drehbaren Unterlage hergestellt worden sein (Abb. 6 b). Als Beispiel wählen wir ein Schulterfragment einer Zylinderhalsurne von Zürich Alpenquai, deren Profil in Abb. 6a gegeben ist. Die feinen Rillen sind mit einem zweizinkigen Stichel aus Metall hergestellt. Vom Halsansatz

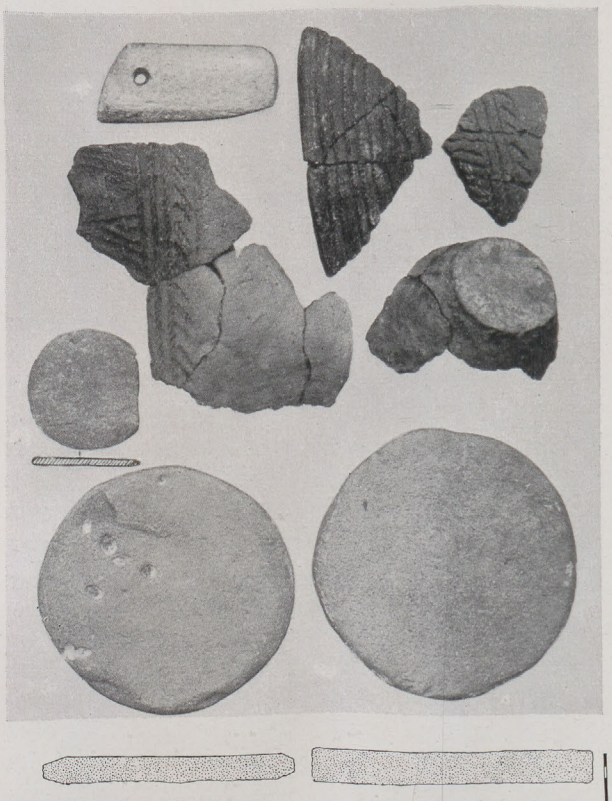


ABB. 2. STEINERNE FORMPLATTEN aus einer schnurkeramischen Siedlung von Ilvesheim

ABB. 3. GEFÄSSBODEN mit Abdruck einer Spiralmatte Grottone Manaccora Jüngere Steinzeit

ABB. 4. WEISSINKRUSTIERTER ZIERSCHERBEN von Ciempozuelos Jüngere Steinzeit

bis zum Bauchknick sind es 14 Ringe, die mit erstaunlicher Genauigkeit einen Abstand von 0,5 bis 0,6 mm einhalten. Derart sichere Linienführung ist unmöglich aus freier Hand zu erzielen. Sie konnte nur gelingen, wenn man den oben erwähnten Metallstichel gegen die langsam rotierende Urne hielt. Wir müssen aber hinzusetzen, daß die dabei benutzte drehbare Unterlage noch nicht durch einen Achsenzapfen geführt war.

Diese Formplatten bestanden wohl häufig auch aus Holz und anderem vergänglichem Material. Einem besonderen Glücksfall ist es zuzuschreiben, daß sich in der oberitalienischen Terramarensiedlung von Castione bei Parma eine solche

ABB. 5. AUFGEWULSTETE TONGEFÄSSE in Resten, späte Bronzezeit, von Burg bei Kottbus

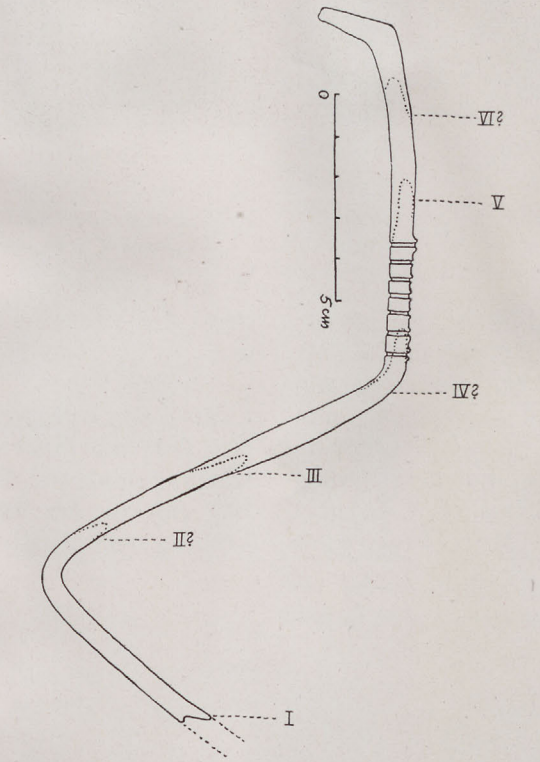
Holzscheibe erhielt, deren Querschnitt wir nebenstehend wiedergeben (Abb. 7).

Auch die Ziertechnik hat sich in der späten Bronzezeit überraschend bereichert. Außer der althergebrachten Mode der Weißinkrustation verwendet man im Schweizer Pfahlbaukreis Auflagen von dünner Zinnfolie auf dunkel geschmauchtem Grund und überraschenderweise auch Einlagen von bunten Fäden, die auf der Innenseite des Gefäßes verknüpft waren.

Die handwerkliche Tradition der Urnenfelderstufe lebt in der Töpferei der Hallstattzeit fort (Abb. 8). Die Töpferarbeiten dieser Zeit hat der Verfasser in einem im „Germanen-Erbe" 1936, Heft 8, erschienenen Aufsatz bereits gewürdigt. Wir erwähnten damals, daß in dieser Periode schon der Mann an der Töpferei mitbeteiligt gewesen sein kann, trotzdem die Töpferscheibe bei uns auch in der späten Hallstattzeit noch nicht bekannt war. Der Aufbau der Brennöfen zeigt keinerlei Neuerung, wie z. B. eine Grabung von Kugler bei Großgartach gezeigt hat. Der Grundriß des hier erschlossenen Ofens war rechteckig, die lichte Höhe seiner tonnenförmigen Überwölbung betrug etwa 1 m. Von einem durchlöcherten Rost über dem Feuerraum fand sich nichts. — Die Keramik der Hallstattzeit bedeutet für Süddeutschland die letzte Hochblüte töpferischer Gestaltungskraft, gegen die alle späteren Zeiten abfallen.

In der spätesten Hallstattzeit geht die Qualität töpferischen Schaffens zurück; man gibt dem Toten vielfach Metallgefäße ins Grab. — Die Gebrauchskeramik ändert sich allerdings in ihrem einfachen Charakter auch in der folgenden Latènezeit nicht. Wir beobachten nun aber vereinzelt auch erste Scheibenware in den Gräbern, wie z. B. die bekannten frühkeltischen Flaschen (Abb. 9). Es wäre aber verkehrt, wenn wir uns vorstellen würden, daß sich die Töpferscheibe in Süddeutschland schnell eingebürgert hat. War der Bau der Scheibe an sich einfach, so war doch die Erlernung der damit verbundenen neuen Technik des Drehens ziemlich schwierig. Die oberitalischen Veneter z. B. lernen die Scheibe schon im 6. Jahrhundert, von Mittelitalien her, kennen, können sie aber zunächst nur als Hilfsgerät benutzen, d. h. sie wülsten ihre Toneimer weiter auf und drehen sie dann nachträglich, mit Hilfe einer Holzschiene, auf der Scheibe ab. — Überall, wo die Scheibe neu auftritt, bei vielen keltischen und germanischen Stämmen und heute noch in Weißrußland, wurde sie zunächst in diesem Sinne mißverstanden.

In welcher Kultur die Scheibe auch immer erscheint, im Alten Reich der Ägypter, auf Kreta, in Griechenland, in Gallien, in Germanien, hat sie das freie töpferische Schaffen fürs erste stark beeinträchtigt. Die Keramik der betreffenden Kultur wurde formenärmer, die Technik der Gefäßverzierung wurde einfacher, langweiliger oder unterblieb ganz. Es ist bezeichnend, daß mit der Scheibe zusammen sich gewöhnlich auch die monotone Kammstrichornamentik einstellt. Wir stellten das in Uruk, wo die Scheibe im 4. Jahrtausend v. d. Ztr. erfunden wurde, fest, wir stießen auf diese Erscheinung wieder in



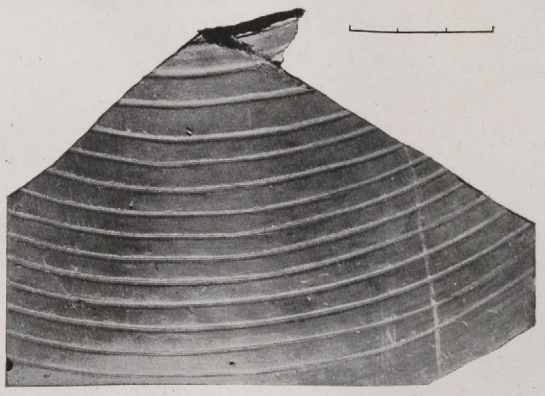


ABB. 6. ZYLINDERHALSURNE, gewülstet, mit konzentrischen Rillen. Zürich Alpenquai

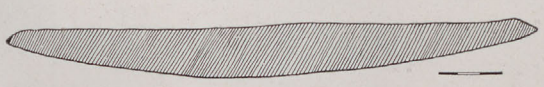


ABB. 7. HOLZERNE FORMPLATTE von Castione bei Parma, Bronzezeit

Troja, wir beobachteten diese Ornamentik an etruskischer Buccerokeramik ebenso wie an der bekannten Spätlatèneware.

ABB. 8. STEMPELZIER auf einer Urne der Hallstattzeit von Tübingen-Ammerhof

Während den Westgermanen die Scheibe durch die Kelten vermittelt wurde — im Inneren Germaniens und bei den Slawen (Abb. 10) war das neue Gerät zu Beginn des Mittelalters noch kaum heimisch geworden —, lernten sie die ostgermanischen Bastarnen schon im 3. Jahrhundert v. d. Ztr. von den griechischen Schwarzmeerkolonien her kennen. In beiden Fällen handelt es sich zunächst um die einfache Handtöpferscheibe, die, in griechischer Form, in Rußland bis ins 20. Jahrhundert hinein weiter benutzt wurde. Sehr spät, ebenfalls erst im Verlauf des Mittelalters, erreicht die Töpferscheibe Skandinavien, Ostpreußen und die baltischen Länder, zum Teil schon in der Form der inzwischen verbesserten Scheibe mit Fußantrieb. — An der Töpferscheibe arbeitete im Altertum, wie uns eine Reihe ägyptischer und griechischer Darstellungen zeigen, nur der Mann (Abb. 11). Die soziale Stellung des antiken Töpfers war trotz seines hohen handwerklichen Könnens im allgemeinen ziemlich niedrig. Ein Großunternehmer, wie der Korinther Cypselos im 7. Jahrhundert v. d. Ztr., beschäftigte wohl ebenso meist Unfreie wie die späteren Sigillatafabrikanten. Mit der Töpferscheibe verbindet sich der Begriff keramischer Serienarbeit. Ein großzügig organisierter Handel verbreitete die keramischen Fabrikate über die ganze Welt der mittelmeerischen Stadtkulturen.

Gefäßhandel war vereinzelt schon zur Jungsteinzeit im Kreis der nordischen Bauernkulturen üblich. Das sind aber doch Ausnahmen. Im allgemeinen wird wohl jede Sippe ihren Bedarf selbst gedeckt haben. — Eine gewisse Arbeitsteilung war zwischen den Frauen jedes Gehöfts anzutreffen: die eine Magd töpferte, die andere war geschickter am Webstuhl, der gesamten Hausarbeit stand die Herrin vor.

Wie seltsam aber, wenn wir erfahren, daß die Feldbruderschaft der römischen Arvalbrüder, denen die jährliche Fürbitte für das Gedeihen der Saaten oblag, bei ihren kultischen Handlungen nur handgemachte Töpfe, die mit keiner Scheibe in Berührung gekommen waren, verwenden durften. Geht solches Brauchtum, das noch zur Kaiserzeit lebendig war, nicht in altitalische Zeit zurück, da man noch ohne Scheibe töpferte und das Ewige Rom noch bäuerliche Dorfmitte der Landschaft Latium war?

ABB. 9. GEDREHTE TONFLASCHE der Frühlatènezeit von Matzhausen

Heute ist die bis in die Mittelsteinzeit zurückreichende Technik des Wülstens fast völlig aus der Bauerntöpferei Europas verschwunden.

Hakenkreuzes finden wir als 4 Tupfe in den Winkeln des bäuerlichen Hakenkreuzes auf Bild 216 bei Langewiesche wieder.

Das Bildwerk auf der nordgriechischen Haarspange und das auf dem norddeutschen Türgebälk entstammen eben beide dem Urgrund nordischen Volkstums und liefern einen untrüglichen Beweis für die Fortdauer urtümlicher Sinnbilder durch Jahrtausende hin.

Auch das Versteckspielen mit Siebensonnengebilden, das wir an bäuerlichem Holzschnitzwerk und an den Eisenbeschlägen eichener Truhen beobachten, können wir über ein Jahrtausend hin an einer eichenen Stollentruhe noch erkennen. Denn ein glücklicher Zufall hat uns im Osebergschiff eine solche Truhe mit überreichem Eisenbeschlag erhalten (Adama van Scheltema, Der Osebergfund, Tafel IV 1). Die Tupfe werden dort von zahllosen Nagelköpfen gebildet, die sich in Gruppen von je 3 senkrechten Reihen gliedern. Mit wenigen Ausnahmen stehen die Nägel der mittleren Reihen auf Lücke zu den beiden äußeren Reihen. Dadurch ergeben sich immer wiederkehrend und ineinandergreifend Gebilde von je 7 Tupfen (Abb. 4). Wer sie für eine bloße Zierform hält, der schaue sich die zahlreichen Tupfe auf den nordischen Felsbildern an und auf den jungsteinzeitlichen Kieselketten der Gegend von Hanau, die Georg Wolff 1911 in der Prähist. Zeitschr. veröffentlicht hat. Wolff nennt sie Pünktchen, ich nenne sie Tupfe, weil sie in alter Zeit in den Stein eingetieft wurden und erst später in den Werkstoffen Eisen und Holz erhaben ausgearbeitet worden sind, wie ja auch das Wort Tupf allmählich seine Bedeutung entsprechend gewandelt hat. Der Zweifler wird auf den Steinchen der Kieselkette (Abb. 3 und bei Wolff, S. 14, Abb. 2 mittlere Reihe, 5. Stück) dasselbe Ineinandergreifen solcher Gebilde von 7 Tupfen finden und auf einer Kette, die der Universitätsprofessor Dr. Heiderich selbst dort ausgegraben hat, tragen neun Steinchen je 1 solches Gebilde aus 7 Tupfen (Abb. 2). Die Kieselketten sind Grabbeigaben bandkeramischer Zeit; zu Lebzeiten trug man sie als Halsschmuck, den Toten wurden sie ins Grab mitgegeben und zwar legte man sie gewöhnlich in Form eines Sonnenrades auf die Grabstätte (Wolff, Taf. 7) und setzte in diesem heiligen Rund den Leichenbrand bei. Das Sonnenrad wird auch öfters auf den flachen Steinchen selbst schon aus Tupfen gebildet oder die Steinchen werden als kleine Sonnenscheiben (mit Tupfen darauf) gestaltet. Aus der Bestattungssitte geht hervor, daß diese Siebentupfengebilde als Sonnensinnbilder und Heilszeichen angesehen wurden.

Nun waren die Bandkeramiker im benachbarten Hessen zwar keine Germanen, aber sie schoben ihre Sitze ins südliche Westfalen bis Soest hin vor und ihre Werkzeuge finden wir nicht selten auch im Lößboden Minden-Ravensbergs. Mit den Sachgütern wandern aber auch geistige Güter von Land zu Land und können sich im Brauchtum auch auf Völker vererben, die neu ins Land eindringen.

Die Germanen kannten die Siebensonnengebilde mindestens schon zur Bronzezeit. Das Siebentupfengebilde hat der riesige Speergott auf einem schwedischen Felsbilde über sich (Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur, Taf. 20), genau in derselben Form wie sie unsere Abb. 6 zeigt. Ein Siebensonnengebilde der älteren nordischen Bronzezeit aus 7 Scheiben, die durch Spirallinien verbunden sind und je aus 3 gleichmittigen Kreisen bestehen, bildet ein gutes Vergleichsstück zu den Siebensonnen des Herforder Münsters (Abb. 7 u. 8 vgl. Adama van Scheltema, S. 43, Abb. 17 c). Ein Siebensonnengebilde der jüngeren Bronzezeit, eine Schmuckdose mit einem Kreise von 7 Spiralsonnensinnbildern, die innerhalb eines zweiten Kreises mit 14 wellenförmigen Spiralen stehen, aus Rheda (Minden-Ravensberg) konnte ich vor 3 Jahrzehnten für das Bielefelder Museum erwerben (Bild 238 bei Langewiesche, in Großaufnahme bei Behn, Altnordisches Leben vor 3000 Jahren, München 1935, Taf. 12, am besten veröffentlicht von Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen).

Fragen wir nun nach dem Ursprung des Siebensonnengebildes, so darf ich zunächst wohl an den Satz erinnern, den ich auf S. 81 meines Buches als Ergebnis meiner heimatlichen Sinnbildforschung aufgestellt habe: Germanischer Glaube baut vor allem auf dem Wirken der Gottheit im Jahreslauf der Sonne sich auf. Noch unsere christlichen Feste wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Johannistag sind danach ausgerichtet. Wir Menschen der Neuzeit überlassen es den Astronomen und Kalendermachern, den Sonnenlauf zu beobachten, und wir bestimmen die Zeit nach der Taschenuhr oder dem Rundfunk und die Himmelsrichtung mit dem Kompaß. Unsere Altvorderen dagegen schauten täglich und stündlich nach der Sonne aus, hatten ihre Richtpunkte im heimischen Gesichtskreis und benannten Gehöfte, Wälder, Felder und Berge nach ihrer Lage als Ostermeier, Westermeier, Südmeier, Nordmeier, Osterberg, Osterloh, Ostenwalde, Westerfeld. Daher haben auch die Sonnenräder auf den Felsbildern ihre Speichenkreuze, entweder das Rechtkreuz, an dessen Enden bisweilen ein Sonnensinnbild in Form einer Spirale oder eines Hakens steht, es deutet die Hauptrichtungen Osten, Westen, Süden, Norden an, oder das Malkreuz, an dessen Enden die Sonne beim Aufgang und Untergang zur Zeit der Sonnenwenden gedacht ist und öfters durch Tupfe angedeutet wird, oder das achtspeichige Sonnenrad als Rechtkreuz und Malkreuz zugleich (daher —

wenn der Umkreis wegbleibt — ein Rechtkreuz aus Strichen mit einem Malkreuz aus Tupfen ⁜, vgl. Schneider, Taf. II 6 und die Bilder 72, 73, 216, 218 bei Langewiesche). Die Radnabe bildet beim achtspeichigen Rade das neunte und beim sechsspeichigen (dem wohl die Ost-Westlinie fehlt, vgl. Schneider, Taf. IX 7) das siebente Sonnensinnbild. Das Sonnensinnbild in der Mitte des sechsspeichigen Sonnenrades ist besonders schön zu erkennen auf der steinernen Gußform aus der germanischen Wallburg Babilonie (Minden-Ravensberg), wo sie vor 35 Jahren bei meiner Ausgrabung gefunden wurde, Professor Dr. Hermann Hofmeister († in Braunschweig) schreibt sie der Zeitwende zu (Langewiesche, Bild 250). Die besondere Bedeutung der Neunzahl und der Siebenzahl geht aller Wahrscheinlichkeit nach besonders auf das achtspeichige und das sechsspeichige Sonnenrad zurück.

ABB. 12. SIEBENSONNEN, im Rundbogen als Mittelstück einer Dreiergruppe. Grabstein im Kreisheimatmuseum Bünde

Für die Siebenzahl kommt allerdings noch eine zweite Quelle in Betracht.

Bei meiner Ausgrabung eines Hügelgräberfeldes in Seelenfeld (Kreis Minden) 1915 fanden wir nämlich eine hallstattzeitliche Urne mit einem seltsamen, viermal wiederholten Gebilde (Abb. 1 und bei Langewiesche Bild 247). Das Zickzackband zu beiden Seiten deutet an, daß es sich um ein Sonnensinnbild handelt. Tupfe kommen ja auch schon seit der Steinzeit als Sonnensinnbilder vor, hier sind es 3 Gruppen von je 7 Tupfen, die an 7 Bogen stehen. Diese Bogen erinnern an die 7 Bogen schwedischer Julbrote und an die Bogen der Wendelbahnen, die bei Sonnenwendfesten in feierlichem Reigen durchschritten wurden; sie können ohne große Mühe in eine Wendelbahn verwandelt werden (vgl. die Abbildung 13). Ich nehme an, daß sie die Tagbogen der Sonne von der Wintersonnenwende zur Sommersonnenwende und zurück in monatlichen Abständen darstellen und jedesmal die Morgen-, Mittag- und Abendsonne durch einen Tupf bezeichnen. Daher steckt im einzelnen Tagbogen die heilige Dreizahl und in der Gesamtheit der 7 Tagbogen vom kürzesten bis zum längsten Tage dreimal die Siebenzahl: die Siebensonnen.

Freerk Haye Hamkens

Der Truthahn im Dom zu Schleswig

In den Jahren 1937/38 wurden im Schleswiger Dome umfangreiche Freilegungsarbeiten an Malereien des ausgehenden 13. Jahrhunderts durchgeführt. Bei der photographischen Aufnahme der Bilder stieß ich dabei auf einen Tierfries, der zwar schon seit 50 Jahren bekannt, aber bisher entweder als unecht und neuzeitlich oder aber gar nicht beachtet worden war. Es handelt sich um acht Truthähne, die als untere Kante ein Gemälde vom „Kindermord in Betlehem" abschließen. Die Tiere sind um 1280 gemalt worden, also zu einer Zeit, in der nach unserem bisherigen Wissen der Truthahn in Europa nicht bekannt war; denn dort soll er erst nach der Entdeckung Amerikas und zu Beginn des 16. Jahrhunderts aufgetaucht sein. — Ich habe verschiedentlich in- und ausländische Zeitungsberichterstatter darauf aufmerksam gemacht und ließ auch in einer Vorbesprechung der Ausstellung meiner Dombilder darauf hinweisen. Anfang vorigen Jahres wies ich auch Professor Alfred Stange, Bonn, auf das Bild und die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen hin, der nun seinerseits in- und ausländische Kollegen und Institute davon unterrichtete. Seitdem ist eine Reihe

Nachrichten

Haus der Vorzeit in Braunschweig im Aufbau

Im Auftrage des Braunschweigischen Ministerpräsidenten, Dietrich Klagges, der seit langem als Verfechter der völkischen Vorgeschichtsforschung bekannt ist, konnten die Umbauarbeiten am „Haus der Vorzeit" in Braunschweig, das unter der Leitung des Landesleiters im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte Dr. A. Tode steht, weitgehend vorgetrieben werden. Schon in kurzem kann mit der Eröffnung der ersten Abteilung „Jungsteinzeit und Urgermanenzeit" gerechnet werden. Ziel der Neuaufstellung ist es, unter Beschränkung auf die wichtigsten Funde einen allgemeinen Überblick über die großen Entwicklungslinien der Deutschen Vor- und Frühgeschichte zu vermitteln, wobei das Land zwischen Harz und Heide im Vordergrunde steht. Für den wissenschaftlichen Besucher enthält das Museum darüber hinaus eine reichhaltige Studiensammlung, sowie Werk- und Lagerräume. Geplant ist ferner die Angliederung eines Seminars für Vorgeschichte.

Schulungsarbeit des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP.

Im Rahmen eines Schulungslehrganges in der Postschutzschule in Zeesen hielt am 17. September Dr. Ströbel vom Reichsamt für Vorgeschichte zwei Lichtbildervorträge über „Die nordischen Grundlagen Europas" und „Altgermanische Kulturhöhe".

Vor den Kreisschulungsleiterinnen der NS.-Frauenschaft des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen sprach am 22. August auf einem rassenpolitischen Schulungslehrgang in der Gauschule in Zoppot Dr. G. Merschberger vom Reichsamt für Vorgeschichte an Hand von Lichtbildern zu dem Thema „Vorgeschichte und Rasse".

Schulungsgrabung auf dem Grauen Berge bei Vorwerk

In der 2. Septemberwoche veranstaltete der Kreisheimatpfleger Schulrat Dr. Pröve eine vorgeschichtliche Schulungsgrabung an Hügelgräbern, nahe dem Bahnhof Vorwerk in der Lüneburger Heide. Sie stand unter Leitung von Dr. Piesker, Hermannsburg, und ergab, daß es sich — wie erwartet — um Bestattungen der Urgermanenzeit handelte. Vier Deckelurnen mit Leichenbrand, Nachbestattungen der beginnenden Großgermanenzeit konnten als erstes geborgen werden. Am Ostrand des Hügels wurde noch eine große Brandstelle entdeckt, wo vermutlich die Verbrennung der Toten stattfand. Auch Reste eines Steinkranzes wurden beobachtet.

Geschwendt, Leiter des Landesamtes in Breslau

Der bisherige zweite Direktor des Landesamtes für Vorgeschichte in Breslau, Dr. phil. Fritz Geschwendt, ist mit der alleinigen Leitung des Landesamtes für Vorgeschichte betraut worden.

Neue Vorgeschichtsfunde im Ostsudetenland

Durch den Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Dr. H. Schroller, wurden im Rahmen der Arbeiten des Amtes für Vorgeschichte in Teplitz-Schönau im Regierungsbezirk Troppau Ausgrabungen durchgeführt. In Landskron stieß man bei Wiederherstellungsarbeiten im „Alten Schloß" auf Skelette, die reihenweise in gestreckter Rückenlage bestattet waren. Wahrscheinlich handelt es sich um den ältesten Friedhof, der hier nach der Gründung Landskrons im 13. Jahrhundert angelegt wurde. An den Skeletten wurden Erdproben aus der Magen- und Darmgegend entnommen, die mittels mikroskopisch-chemischer Untersuchungen Aufschluß über Ernährungsweise oder etwaige Medikamente der damaligen Kranken geben sollen.

Bei Pirnik entdeckte die Kreispflegerin Kustodin M. Maneth eine Siedlungsfläche, die steinzeitliche Funde enthielt, daneben solche aus der Ur- und Großgermanenzeit. Eine Probeuntersuchung erwies, daß vor allem eine Siedlung der älteren Bandkeramik zu erwarten ist. Die Grabungen sollen fortgesetzt werden.

Illyrer-Siedlung bei Vill in Tirol

Unter der Mithilfe von Studenten der Universität Innsbruck konnten die im Vorjahre begonnenen Ausgrabungen auf dem Turmbichl bei Vill erfolgreich fortgesetzt werden. Diesmal wurde ein zum Teil über mannshoch erhaltener Bau freigelegt mit einem stattlichen Hauptraum von 9 × 4 m. Reste der Inneneinrichtung lassen einen Gemeinschaftsraum vermuten. Zahlreiche Kleinfunde, besonders Tonschalen, Krüge und Bronzegegenstände, erweitern die bisherigen Kenntnisse über diese große Illyrersiedlung, die beim Einbruch der Römer ihr Ende fand.

Ausgrabungen vor den Toren Leipzigs

Zwischen Rötha und der Gemeinde Rüben auf dem rechten Pleißeufer fanden unter Leitung von Dr. Jorns vom Museum für Völkerkunde, Leipzig, seit dem Frühjahr Ausgrabungen statt. Etwa 11000 qm Bodenfläche, die von Baggern freigelegt wurden, konnten planmäßig untersucht werden, weitere 6000 qm stehen noch aus. Wenn anfangs zunächst Gefäßfunde aus der ausgehenden Urgermanenzeit zutage gefördert wurden, so gelang inzwischen die Feststellung, daß in der Ackerkrume und der darunterliegenden Lehmschicht bis zu ungefähr 80 cm drei vorgeschichtliche Kulturschichten eingebettet liegen. Außer den illyrischen Gefäßfunden wurde eine germanische Kulturschicht aus dem 2. Jahrhundert u. Ztr. beobachtet und schließlich frühmittelalterliche Funde aus der Zeit um 1000. Besonders wertvoll sind die dabei gefundenen verbrannten Getreidereste. Reibsteine und Handmühlen wurden ebenfalls gefunden, ferner eine größere Anzahl von Webstuhlgewichten. Eine Besonderheit bildeten die Gußformen für Räder eines Kultwagens, Rasiermesser und Bronzenadeln.

Ein Wagengrab in Hunsrück

Bei der Untersuchung des Gräberfeldes von Bell, Kreis Simmern, wurde eins der seltenen Wagengräber aus den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. entdeckt und ausgegraben. In einem Hügel von 22 m Durchmesser und etwa 2 m Höhe fand sich ein solcher Wagen, von einem Überbau aus Holz geschützt, in einem Erhaltungszustand, der gut verschiedene Einzelheiten erkennen ließ, so daß eine Rekonstruktion möglich ist. Der Wagenkasten selbst war mit Bronzescheiben und Knöpfen verziert. In ihm war der Tote, in ein noch nicht näher untersuchtes Gewebe gehüllt, bestattet worden. Zu seinen Beigaben gehörten noch eine Bronzefibel und eine eiserne Lanzenspitze.

Überraschender Neufund eines Stiefelgefäßes

In der Nähe von Alzey in Rheinhessen gelang als Überraschungsfund die Bergung des bisher größten und besterhaltenen Stiefelgefäßes aus einem Frauengrab der Wangionen aus der Mitte des letzten Jahrhunderts v. d. Ztr. Es ist 26 cm hoch und trägt über dem Schuh mit weißer Aufmalung der Verschnürung ein schön profiliertes Gefäß. Besondere Beachtung verdient der Fund deswegen, weil derartige Stiefelgefäße bisher ausschließlich östlich der Elbe gefunden wurden, hauptsächlich in Böhmen, Mähren, Polen und der Ostmark. Ganz vereinzelt steht daneben ein Stück aus dem Saalegebiet bei Staßfurt.

Lausitzer Grabfunde im Weichselland

Im Kreis Lipno wurde ein Teil eines Gräberfeldes aus der Bronzezeit ausgegraben. Bisher konnten 32 Urnengräber untersucht werden: Urnen, die teils frei im Sande standen oder auch von großen Steinpflastern geschützt wurden. Nach Anlage, Form der Gefäße und Beigaben gehören sie der

illyrischen Kultur an, die bekanntlich auch in Posen und im Weichselbogen ihren Siedlungsbereich hatte.

Einbaum für das Gustav-Lübcke-Museum in Hamm

Bei Erdarbeiten am Lippeübergang zwischen Werne und Nünthe gelang kürzlich der interessante Fund eines Einbaumes in einer Tiefe von mehreren Metern. Dieser Fund ist bereits der dritte Einbaum, der an dieser Stelle zutage kam. Er ist von beträchtlicher Größe, etwa 7 m lang. Ein Teil davon wurde leider bei früheren Ausschachtungsarbeiten zerstört. Im Bootskörper selber konnten noch weitere Funde gehoben werden, vor allem ein etwa 4 m langer Pfahl, an einem Ende zugespitzt und am anderen gegabelt, sowie das Schädeldach eines Pferdes.

Germanische Heerstraße entdeckt

Bei Ausgrabungsarbeiten in einer Kiesgrube Nordjütlands entdeckte ein dänischer Vorgeschichtsforscher eine 2 m breite germanische Heerstraße mit tadellos erhaltener Pflasterung. Der Verlauf der Straße wird weiterverfolgt. Man rechnet damit, daß sie zu der alten Kimbernfestung Skatkammer bei Aars am Limfjord führt.

Neue Germanenfunde in den Grenzkreisen Neidenburg und Mlawa

In einer Kiesgrube zwischen der alten Landesgrenze und dem Orschützfluß wurden kürzlich Funde aus dem Brandgrab einer ostgermanischen Frau gehoben, die erneut unter Beweis stellten, daß die Grenzkreise Neidenburg und Mlawa alter germanischer Volksboden waren. In der Brandgrube fand sich eine schön geformte Gewandnadel aus Bronze und zwei Spinnwirtel. Nähere Untersuchungen des Nachbargeländes führten sodann zur Entdeckung einiger Terrinen, die mit Hakenkreuzmustern verziert waren.

Germanisches Schmiedegrab

Auf der Insel Aamöy an der norwegischen Westküste konnte ein wertvoller Fund aus der Wikingerzeit geborgen werden. Es gelang dem Direktor des Museums in Stavanger, u. a. auch den Bestattungsplatz eines germanischen Schmiedes aus der Zeit vor rund 1000 Jahren freizulegen. Sein gesamtes Handwerkszeug wurde gefunden, ferner ein Schwert, eine Axt, ein Bronzekessel und eine kreuzförmige Nadel, von denen die beiden letzten Stücke ihrer Verzierung nach aus England oder Irland herstammen könnten.

Ausgrabung der Burg Friedeck im Kulmerland

Vom Landesamt für Vor- und Frühgeschichte in Königsberg wird zur Zeit die älteste Burg Briesens aus der Zeit, als der Deutsche Ritterorden das Kulmerland eroberte und in seinem Gefolge deutsche Bürger und Bauern das Land jenseits der Weichsel in Besitz nahmen, ausgegraben. Im Frühjahr begann man den als vorgeschichtliche Befestigung bekannten Berg „Der alte Friedhof" abzutragen und stieß auf eine tiefdunkle starke Kulturschicht. Hierbei handelt es sich um Rückstände im Zusammenhang mit einer ehemaligen Burg, die nicht von den alten Preußen, sondern von den Deutschen erbaut wurde, wie die ganze Anlage, die Lehmmauern, die eisernen Gerätschaften und die Ordenware erkennen lassen. Die Anlage besteht aus einem großen ovalen Ringwall mit verbreiterter Rückseite. Von Eichenhölzern verkleidete Lehmmauern bilden auf der Stirnseite ein vermutlich viereckiges Gebäude. Der Zugang wird durch starke Palisaden geschützt, den wiederum ein kleiner Torturm von der Flanke her deckt. Die Hauptbefestigung der Burg mit dem Wohnturm liegt auf der Rückseite der Anlage. Die weitere Untersuchung verspricht für den Burgenbau in Lehm und Holz zur frühen Ordenszeit noch recht aufschlußreich zu werden.

Ernst Frickhinger †

Die süddeutsche und schwäbische Forschung hat durch das plötzliche Hinscheiden von Pharmazierat Dr. Ernst Frickhinger in Nördlingen am 10. Oktober 1940 einen ganz schweren Verlust erlitten. Im Alter von 64 Jahren ist er aus seinen erfolgreichen Arbeiten herausgerissen worden. In die Fußstapfen seines Vaters Dr. Hermann Frickhinger tretend hat er neben seinem Apothekerberuf in seiner Heimat im Ries in der geschlossenen Folge aller Kulturstufen von den ältesten steinzeitlichen Spuren des Menschen ein vor- und frühgeschichtliches Arbeitsfeld von seltener Fülle gefunden, wie es sonst in dieser Reichhaltigkeit und Lückenlosigkeit kaum in einem anderen Gau des Reiches vorliegt. Daß das Ries heute zu den besterforschten Landschaften gehört, daß dort wichtigste Kulturreste aller Zeitstufen in erstaunlicher Häufung von der Entwicklung der menschlichen Siedlung auf unserem Boden erzählen, ist seiner rastlosen Arbeit zu danken. Keine Mühe, auch kein materielles Opfer war ihm zuviel, um bei seinen gewissenhaften Untersuchungen und Grabungen die Zeugen der ältesten Zeit zum Sprechen zu bringen. Als Mensch war er von bezwingender Güte und Hilfsbereitschaft. Das gewann ihm rückhaltsloses Vertrauen bei der ganzen Bevölkerung seiner Heimat und hat sich z. B. immer wieder auch in der Vollständigkeit ausgewirkt, mit der man ihm die ihn interessierenden Funde aus seinem Arbeitsgebiet gemeldet hat. Eine lange und selbstlose Arbeit im Dienste der Stadt Nördlingen, seit 1912 in den städtischen Kollegien, von 1923—1933 als 2. Bürgermeister, als der er teilweise auch die Geschäfte des 1. Bürgermeisters führte, hat durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Nördlingen eine verdiente Anerkennung gefunden. Die Ergebnisse der vielseitigen und erfolgreichen Arbeit E. Frickhingers, die von der Fachwissenschaft voll anerkannt und gewürdigt wurde und sich ganz in den Dienst des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte stellte, liegen in der umfangreichen vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Nördlinger Heimatmuseums, die damit zu einer Sammlung von tragender Bedeutung für den süddeutschen Raum sich entwickelt hat. Die Teilnehmer der Reichstagung für deutsche Vorgeschichte in Ulm 1936 werden sich der liebenswürdigen Persönlichkeit Dr. Frickhingers, der sie damals mit der Vor- und Frühgeschichte des Rieses vertraut machte, besonders dankbar erinnern. B. Eberl

Bücher des Monats

Georg Raschke, Vorgeschichte des Kreises Kreuzburg, O.-S. Kreuzburger Druck- und Verlagsanstalt Menz u. Co., Kreuzburg, O.-S. 1940. 173 S. mit 153 Abb. u. Karten. RM. 5,—.

Das Buch bildet die Zusammenfassung einer Reihe von Aufsätzen, die über die einzelnen Gemarkungen des Kreises Kreuzburg in den „Kreuzburger Nachrichten" erschienen waren. Es ist sehr verdienstvoll, daß der Verlag den Druck ermöglicht und die Ergebnisse der Forschungen Raschkes auf diese Weise einem weiteren Leserkreis und der Wissenschaft zugänglich gemacht hat. Das Buch ist so angelegt, daß für jede Gemarkung eine gesonderte kleine Vorgeschichte gegeben wird. Ein Schlußwort des Verfassers gibt dann den Gesamtüberblick über die vor- und frühgeschichtlichen Ereignisse im Kreise Kreuzburg. Besonders zu begrüßen ist die Weiterführung der Arbeit bis in das Mittelalter hinein, wo für uns wichtige volks- und kulturpolitische Aufschlüsse liegen, die in unserer Zeit des Ringens um alten germanisch-deutschen Volks- und Kulturboden von allergrößter Bedeutung sind. Zu wünschen wäre eine spätere reichere Ausstattung mit Karten.

A. v. Auerswald, Heresgast. Verlag Meinhold, Dresden 1940. 64 S. RM. 1,80.

Wieder steht das Schicksal eines Ächters, wenn auch nicht im Mittelpunkt, so doch im unmittelbaren Hintergrund dieser neuen „Erzählung aus germanischer Vorzeit". In wunder-

weiß die Verfasserin ein Schicksal zu gestalten. handelt es sich um den Sohn eines für einen ge- ihn zu Unrecht Geächteten. Heresgast nennt sich s er nach langer Heeresfahrt, auf die er durch die Untreue seiner Verwandten getrieben wird, zurückkehrt und n seinem Hof die Frau findet, Heidrun, die in Treue diesen Hof für seinen rechtmäßigen Herrn verwaltet hat. Besonders auffallend ist die schöne Sprache der Erzählung, die oft den Ton der Saga trifft. Das Büchlein wird nicht nur der Jugend, sondern auch dem Erwachsenen einen großen Genuß bieten. Wir wünschen ihm weiteste Verbreitung.

Erhard Riemann, Germanen erobern Britannien. Die Ergebnisse der Vorgeschichte und der Sprachwissenschaft über die Einwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England. Ost-Europa-Verlag, Königsberg i. Pr. und Berlin 1940 Bd. 27. 143 S., 5 Karten, 6 Tafeln. RM. 5,80.

Das Buch behandelt ein Thema, das als hoch aktuell bezeichnet werden muß. Im ersten Teil wird die Überwanderung der im Titel genannten Stämme auf Grund der vorgeschichtlichen Quellen untersucht, im zweiten Teil werden die Ergebnisse der Sprachwissenschaft nach der Stellung des Altenglischen, den altenglischen Mundarten, lateinischen Lehnworten und Ortsnamen dargelegt. Eine ausführliche Quellenangabe sowie Karten auf Grund der Vorarbeiten Plettkes und zwei Sprachkarten nach Brandl und Jellinghaus unterstreichen die Ausführungen. Für eine volkstümliche Ausgabe, die das vorliegende Buch seiner Aufmachung nach bei allem streng wissenschaftlichen Inhalt wohl sein soll, hätte man sich eine deutsche Übersetzung der lateinischen Texte gewünscht. Außerdem ist es kaum angebracht, Landnahmezüge der Franken, Sachsen usw. vor der eigentlichen Landnahme als Raubzüge hinzustellen, selbst wenn diese oder jene Quelle diesen Ausdruck vielleicht einmal anwendet. Wir wissen ja, wie kritisch wir allen jenen tendenziösen Nachrichten entgegenzutreten haben. Im übrigen kann die Schrift als eine vorzügliche, zusammenfassende Einführung in die vor- und frühgeschichtlichen Fragen Großbritanniens aufgefaßt werden.

G. J. Wais, Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Bd. 1. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, 1940. 247 S. RM. 5,50, geb. RM. 6,50.

Wais behandelt das sehr wichtige und in vielen Punkten noch ungeklärte Problem der alamannischen Landnahme in Südwestdeutschland vom Standpunkt des Historikers. Er berücksichtigt bei seiner Untersuchung alle verfügbaren Quellen: geschichtliche, vorgeschichtliche und siedlungsgeographische im weitesten Sinne und kommt dabei in den meisten Fragen zu festen Ergebnissen. Erfreulich ist u. a., daß der Verfasser die ursprüngliche Einheit von Alamannen und Schwaben unter Beweis stellt, sowie die Tatsache, daß er den germanischen Belangen, germanischer Geisteshaltung und Kulturhöhe in jeder Weise gerecht wird. Einige Bemerkungen möchten wir anknüpfen. So ist „Gewanndorf" (S. 36 u. a.) keine Dorfform. Man kann wohl von Gewannflur, aber nicht von einem Gewanndorf sprechen, da die Gewannflur bei mehreren Dorfformen erscheint. Es ist auch nicht richtig, daß die Täler gemieden wurden (s. etwa Kost, Die Vorgeschichte württemberg. Frankens). Sweben sollte man endlich in seiner deutschen Form mit w und nicht latinisiert mit u schreiben. Es ist ferner irreführend, wenn Verfasser auf S. 26 schreibt, daß die Vormarschbewegung der Alamannen am Limes zum Stehen kam, ohne ausdrücklich zu bemerken, daß bereits vorher Sweben bis zum Rheinknie hin ansässig waren.

Die Arbeit von Wais, die im Rahmen des Reichsberufswettkampfes der deutschen Studentenschaft 1937 entstand, bildet trotzdem einen guten Baustein zur weiteren Aufhellung der Alamannenfrage. Wir sehen dem angekündigten Materialband entgegen.

H. von Staden, Teutobod und seine Germanen in Rom. Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1940. 219 S. und einige Abb. Geb. RM. 2,80.

Eine romanartige Erzählung mit einem Stoff aus der Zeit Julius Cäsars. Im Mittelpunkt stehen germanische Männer und Frauen, Gefangene der Römer. Wir erleben, mit historischer Treue geschildert, die Wühlarbeit gegen den großen Cäsar. Wir sehen Rom mit seinen führenden Gestalten nordischer Art und Haltung, daneben aber auch die verkommenen Figuren der Verfallszeit. Die germanischen Menschen werden so geschildert, wie wir sie aus der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Überlieferung kennen. Die Männer treu, tapfer, wahrhaftig und aufrecht, die Frauen edel und stark. Wie ein roter Faden zieht sich die Geschichte von der starken und scheuen Liebe eines germanischen Jünglings und der Tochter Ariovists durch die ganze Erzählung hindurch. Der Roman ist geeignet, der Jugend germanische Lebenshaltung im besten Sinne vor Augen zu führen. Aber auch der Erwachsene wird das Buch gern lesen.

E. Schultze, Vogelzug und Menschenwanderung. Erinnerungen an die Urzeit der nordischen Rasse. Verlag J. Neumann, Neudamm 1940. 274 S., 12 Abb. RM. 14,—, geb. RM. 16,—.

Mit großem Fleiß hat der Verfasser in diesem Buche eigene und fremde Beobachtungen und Erlesenes über den Zug der Vögel und die Wanderungen der Menschen zusammengetragen und seine Gedanken darüber in interessanter und anregender Weise zum Ausdruck gebracht. Er behandelt im ersten Buch den Vogelzug, angefangen mit einer Geschichte der Forschung, die Flugtechnik, Organisation, Richtung, Wege, Ursachen, Entstehung usw. Im zweiten Buch wird die Bedeutung der Vogelwelt im Leben des Ariers (Vogelliebe, der Vogel in Sage und Brauch u. a.) dem Leser zusammenfassend vorgeführt. Das dritte und vierte Buch endlich befaßt sich mit den räumlichen und geistigen Grundzügen der Menschenwanderung und mit der arischen Urzeitwanderung im besonderen. In diesen Kapiteln wird alles besprochen, was mit der Wanderung direkt oder indirekt zusammenhängt: Ursachen, Organisation, Pfadfinder, Weg- und Brückenbauer usw. Auf die Abhängigkeit mancher Erscheinungen von dem Vogelzug, auf die Anregungen, die die Menschen vielleicht für ihre Wanderungen aus dem Zuge der Vögel entnommen haben, sowie auf manche Ähnlichkeiten zwischen beiden Wanderzügen, Gleichheit ihrer Wege usw. wird hingewiesen.

Wenn auch einige Gedanken des Buches zu weit führen mögen, andere auf heute überholten Ansichten fußen, so ist das Buch als Ganzes doch ungemein interessant zu lesen. Es gibt mancherlei Anregungen und wird seinen Lesern viel Freude bereiten.

Germanen-Erbe, Heft 9/10, 1940 enthält Aufnahmen von: Dr. K. Gutmann, Mosbach, S. 133, 134, 135; Freerk Haye Hamkens, Schleswig, S. 156; Prof. Friedr. Langewiesche, Bünde, S. 153, 155; Hans Retzlaff, Berlin, Titelbild; Dr. A. Rieth, Hintergarten (Schwarzwald), S. 149, Abb. 8, S. 150; A. Schotsch, Schäßburg, Siebenbürgen, S. 129, S. 136—144; Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, S. 146, Abb. 1, S. 147, S. 149, Abb. 9

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Bilder zur deutschen Vorgeschich

Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrhundert n. d. Zr.)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrh. n. d. Zr.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Zr.

Größe der Bilder: Nr. 8—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 8—13, 15 je unaufgezogen RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 9 je RM. —.90, zu Nr. 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

F. E. Wachsmuth / Leipzig C 1, Kreuzstraße 3

Prof. Dr. Erich Jung, Marburg

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit

Urkunden und Betrachtungen zur deutschen Glaubens-, Rechts- und Kunstgeschichte und zur allgemeinen Geistesgeschichte

2. völlig umgearb. und stark erweiterte Auflage. 541 Seiten mit 245 Abbildungen
Geh. Mk. 10.20, Lwd. Mk. 11.60

Jung weist an Hand eines außerordentlich umfangreichen Bild- und Dokumentenmaterials nach, daß zahlreiche Glaubensvorstellungen unserer Ahnen bis tief in die christliche Zeit, ja in die Gegenwart hinein lebendig geblieben sind, er zeigt, wie sie sich trotz kirchlicher Tünche und Ueberlieferung in der Kunst und in der mündlichen Ueberlieferung erhalten haben.

„Endlich ist die lange und brennend erwartete zweite Auflage des Werkes da, das bei seinem Erscheinen ebenso richtungweisend für die Wissenschaft und Forschung wie aufsehenerregend für die Allgemeinheit wirkte. Die Neubearbeitung des meisterhaften Werkes ist deshalb einer begeisterten und dankbaren Aufnahme gewiß." Nordland

„Die neue Bearbeitung seines Buches ist das umfassendste Werk dieses von Jung selbst im wesentlichen begründeten Forschungszweiges. Es ist unmöglich, in einer kurzen Besprechung den reichen Inhalt des Buches auch nur anzudeuten. Wir müssen uns darauf beschränken, hervorzuheben, daß niemand, der sich mit germanischer Glaubensgeschichte, Heldensage, Rechtsgeschichte, Erforschung der Kultstätten und volkskundlichen Fragen beschäftigt, an diesem Buch vorbeigehen kann. Nur ein so durch und durch völkischer Mann wie Erich Jung konnte ein solches grundlegendes Werk schaffen, das nicht nur dem Wissenschaftler unentbehrlich ist, sondern überhaupt jedem, der sich mit den Ueberlieferungen unseres Volkes beschäftigt, Erkenntnisse zu übermitteln und Anregungen zu geben vermag." Völkischer Beobachter, München

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN 15